

Die Illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

Nr. 27.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 31. Juli 1887. ←

Große Ausgabe mit Supplement
und allen Kupfern: 4½ M.

XIV. Jahrg.



Prinz Heinrich von Hessen.

Prinz Heinrich von Hessen wurde am 28. November 1838 zu Darmstadt geboren. Im Jahre 1850 erfolgte seine Ernennung zum Lieutenant im ersten Großherzoglichen Infanterie-Regiment, doch trat er später in die preußische Armee ein, machte den dänischen, österreichischen und französischen Feldzug mit und übernahm 1879 die Führung der hessischen Division, legte aber vor Kurzem das Kommando dieser Truppe nieder.



Prinz Ferdinand von Coburg.

Prinz Ferdinand von Coburg, am 26. Februar 1861 zu Wien geboren, gehört der fätholischen Linie Aharya des Hauses Coburg an. Nachdem er eine überaus sorgfältige Erziehung genossen, trat er in die Armee der österreichisch-ungarischen Monarchie ein und bekleidet dasselbe im ersten Husaren-Regiment den Rang eines Ober-Lieutenants. Am 8. Juli wurde er von der großen Sobranje zu Tarnow einstimmig zum Fürsten von Bulgarien gewählt.



Illumination in Pola. Von Wilhelm Gause.

Aus der Kaiser Franz Joseph von Österreich, aus Anlaß des Stapellaufs und der feierlichen Taufe des neuen Thurnschiffes „Kronprinz Rudolf“, Pola besuchte, wurde unter anderen festlichen Veranstaltungen auch eine prächtige Illumination des Kriegshafens und dessen Umgebung in Szene gesetzt, wobei bot, jetzt aber nur noch in den Umschauungsmauern erhalten ist, insbesondere die feenhafte Beleuchtung des uralten Amphitheaters, stammt aus der Blüthezeit Pola's unter der Herrschaft der römischen Kaiser, an welche dasselbe noch zahlreiche andere Denkmäler erinnert.

Rädernd verboten.

Drei Sommerwochen.

Novelle von Claire von Glümer.

Herrn Professor Helm, Berlin.

Rothenek, 2. Juli 1877.

Gieber Vater! Seit zwei Stunden etwa bin ich hier, bin eben in Gnaden entlassen, sige, um Dir gute Nacht zu sagen, an einem altmodischen Schreibtisch, in einem altmodischen Zimmer und erwarte jeden Augenblick, dem Allen durch plötzliches Erwachen entrückt zu werden, um mich in meinem Bett, meinem Stübchen in der Königgräher Straße zu finden. Für den Fall aber, daß es nicht geschieht, daß ich wirklich auf wer weiß wie lange, von Dir getrennt bin, sollst Du, meinem Versprechen gemäß, von Allem, was ich erlebt habe, ausführlich hören.

Zuerst also die Reise. Sie ging, wie sich's heutztage von selbst versteht, unter dem stummen sich Anstarren der Gefährtinnen, — man möchte beinahe Gegnerinnen sagen, — von statten. Für mich freilich das Beste! Ich hatte so viel zu denken, — rückwärts, an die letzten Tage mit Allem, was sie gebracht haben, — daß ich überrascht in die Höhe fuhr, als der Schaffner den Namen meiner kleinen Endstation rief. Dann aber, als ich allein auf dem öden Perron stand, während der Schnellzug weiter brauste, dachte ich vorwärts, an Rothenek und seine Insassen, und nun kam ein Zittern und Zagen über mich, — ich wärejam liebsten auf und davon gelaufen.

Lange hat das übrigens nicht gedauert; als ein alter Diener auf mich zutrat, mich verdutzt anstarrte und endlich fragte: „Fräulein Hell?“ — war ich wieder ruhig und stieg als Deine alte, tapfere Juliane in den bereitstehenden Wagen.

Die Fahrt war wunderschön; immer näher kamen die Berge, die ich schon von der Eisenbahn aus gesehen hatte.

„Der Broden, Fräulein,“ sagte der alte Diener, indem er sich vom Socke zu mir wendete. Ich dankte und betrachtete das mir bezeichnete, sagenumwobene Berges Haupt, nach dem ich mich gefehlt habe, so lange ich denken kann, während Du Dich nie bewegen liebst, Deiner verzogenen Tochter diesen Reisewunsch zu erfüllen. Aufrichtig gesagt, ich war enttäuscht. Ein Berg, wie andere, — weder durch Form noch Höhe ausgezeichnet, ein behaglicher alter Herr!

Um so mehr entzückte mich der Tannenwald, in den wir bald darauf einfuhren. Auf- und abwärts ging unsere Straße, immer in seinem Schatten, seinem würzigen Duft. Eichhörnchen sprangen von Zweig zu Zweig; hin und wieder zwitscherte ein Vogel, hin und wieder rauschte ein Wasser zur Seite des Weges. Es war wie vergangenen Sommer in Thüringen, nur noch frischer, noch duftiger, und in Gedanken hatte ich Euch bei mir, wie damals, Alle, Alle, — Dich, die Brüder, Tante Sophie, und Du weißt, wen sonst noch.

„Rothenek, Fräulein!“ sagte der Alte wieder. Wir hatten eine offene Höhe erreicht; ringsum, jetzt schon von blauem Abendduft umhüllt, waldbige Kuppen; zu führen ein Wiesenthal, ein Bach mit einer Sägemühle, an dem gegenüber aufragenden Abhange ein Dorf mit grauen Schindeldächern und darüber, auf vorspringendem, von hohem Waldgipfel überragtem Felsenjoch. Schloß Rothenek, grau, verwittert, einjam, tief melancholisch.

Das Zagen kam wieder: Herzklöppeln bis zur Athemlosigkeit, während wir den Berg hinunterfuhrten, vorbei an der ätzenden Sägemühle, durch das kleine Dorf, dessen Bewohner neugierig aus Fenstern und Thüren sahen, — dann unaufhaltsam zum Schloß hinauf.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf den Thurm über dem gewölbten Thorbogen, indeß der enge, vielwinelige Schloßhof, in den wir einfuhren, in fühlter Dämmerung lag. Mich fröstelte geradezu, als ich, begleitet von dem Gelläff einiger Dachshunde, die verwitterte Freitreppe hinaufstieg und in den Flur trat, einen öden Raum mit altersschwarzen Wänden und kleinen Spitzbogenthüren zur Rechten und Linken. Aus einer derselben kam eine corpulente Frau in schwarzem Kleide und weißer Haube auf mich zu.

„Mameli Körber, Fräulein, unsere Wirthschafterin,“ begann der alte Diener, der mir das Handgepäck nachtrug. Sie fiel ihm in's Wort: „Lassen Sie's nur gut sein, Anton; will mich schon selber präsentieren... Sorgen Sie nur für den Koffer,“ sagte sie in scharfem Tone, nahm ihm das Plaidbündel ab, überreichte mir meine Handtasche und fuhr freundlicher, aber mit unangenehmer Vertraulichkeit fort:

„Ich bin also die Wirthschafterin, Ludmilla Körber, Fräulein Milchen, wenn ich bitten darf... Und Sie sind Fräulein Hell... Ach, du meine Güte, so ein junges Ding... Und wie verängstigt Sie aussiehen!... Na, das wird sich geben. Kommen Sie, ich bringe

Sie in Ihr Zimmer und sage Ihnen Bescheid. Wenn Sie hübsch auf mich hören und thun, was ich Ihnen rate, brauchen Sie keine Bange zu haben.“

In dem Tone ging es fort, während sie mich, zwei steile Treppen hinauf, in mein Zimmer führte. Als ich Hut und Staubmantel abnahm, brach sie auf's Neue in Bewunderung aus über meine Jugend, mein Aussehen, meinen Anzug. „Bei uns zu Lande sind Lehrersöhner nicht so elegant,“ sagte sie und fügte hinzu: Der Herr Graf hätten es nicht gern, daß man sich neumodisch kleide. Der Herr Graf wären überhaupt ein Hausthramm und hätten sie, die Unverheirathete, gezwungen, diese abscheuliche Haube zu tragen. Auch meine Vorgängerin hätte sich immer in schwarze Wolle kleiden müssen, und sie, — Fräulein Milchen, — könne nicht begreifen, wie Frau Pastorin Nabe, die doch genau Bescheid wisse, dazu gekommen sei, mich junges Blut in dies Eulenfest zu recommandiren. Uebrigens solle ich den Muth nicht sinken lassen. Sie, Fräulein Milchen, wäre da und würde sich meiner annehmen. So oft ich eine freie Stunde hätte, möge ich nur zu ihr herunter kommen; sie hätte immer was Gutes zu beißen im Schrank, und der Herr Forstgehülfe und der Herr Verwalter, sehr anständige junge Leute, würsten ihre Stube auch zu finden, und da säßen sie dann vergnügt beisammen und lachten über die Duckmäuse hier oben. Unterthänigsten guten Morgen, unterthänigste gute Nacht, unterthänigsten Dank, anders dürfe man den Herrschaften nicht kommen und beileibe keine eigene Meinung haben oder gar widersprechen, — wenigstens dem Herrn Grafen nicht. Die Frau Gräfin wären schon trattabler, hätten aber wenig zu sagen.

So ging es, während ich mich vom Reisestaube reinigte, wie Mühlengelapper weiter, bis ein greller Glockenton dazwischen fuhr.

„Ah, du meine Güte, da läutet es zum Abendessen!“ rief Fräulein Milchen. „Schnell, kleine, schnell, daß die Herrschaften nicht zu warten haben.“

Darauf führte sie die „Kleine“, von der sie um einen halben Kopf übergagt wird, in den ersten Stock hinunter, gab ihr allerlei Verhaltungsregeln, öffnete ihr eine Flügelthür und ließ sie allein.

Ich stand im Speisezimmer, einem großen, düsteren, mit Holz getöselten Raum, dessen geschlossene Fenster mit dunklen Vorhängen verhüllt waren. Am oberen Ende der langen Tafel war für drei Personen gedeckt; zu beiden Seiten eines silbernen Aufzuges in Rococo-Stil standen silberne Armlampen mit Wachsferzen, eine melancholische Beleuchtung für gasgewohnte Augen.

So weit war ich in meiner Rundschau gekommen, als eine Seitenthür geöffnet wurde, durch die, auf den Arm des alten Anton gestützt, einen Krüpfstoß in der Rechten, Graf Rothenek eintrat, während sich, laut anschlagend, ein schwarz und weiß gefleckter Leonberger an ihm vorbei drängte, auf mich zusetzte, in die Höhe stieg und mir die Bordertächen auf die Schultern legte; ich mußte den Kopf zurückbiegen, um einer noch zärtlicheren Begrüßung zu entgehen.

„Zurück, Cäsar!“ rief der Graf mit scharfer Stimme, und die Gräfin, die ihm folgte, stieß einen Angstschrei aus; ich aber streichelte, während der Hund gehorsam von mir abließ, sein weiches, lockiges Fell. Hatte der Kluge die Freundin seines jungen Freundes jemals erkannt?

Jedenfalls wurde mir durch ihn das erste Zusammentreffen erleichtert. Der Graf machte dem Hunde, der sich eine eigene Meinung erlaubt hatte, — denn ohne Bewilligung des Herrn hatte er mich willkommen geheißen, — die gebührenden Vorwürfe, und die Gräfin fühlte sich zu einer Entschuldigung des ungestümen Biersüßlers gedrungen. Dann ging es zu Tisch, und ich hatte Muße, die „Herrschaften,“ — wie Fräulein Milchen sagt, — zu betrachten.

Der Graf, früher gewiß ein stattlicher Mann, ist von Alter oder Krankheit gebrochen. Das seine, scharfgeschnittene Gesicht auf die Brust gesenkt, die von dichten, weißen Brauen beschatteten Augen halb geschlossen, saß er in sich zusammengezogen auf dem Ehrenplatz. Sein Haar ist weiß und spärlich, sein Kopf beständig in leise zitternder Bewegung; aber wenn er sich hin und wieder aufrichtet und die großen, dunkelblauen, finster blickenden Augen aufschlägt, kommt die Unbeugsamkeit seines Willens so deutlich zum Ausdruck, daß sich gegen die Befehle oder Urtheile, die er in kurzen Sätzen, mit leisem, hartem Tone, ausspricht, wohl nur selten jemand aufzulehnen wagt. Die Gräfin dagegen, — ich glaube nicht, daß ich jemals in dem Gesicht einer alten Frau solchen Ausdruck der Hülflosigkeit gesehen habe. Die schüchternen, hellgrauen Augen, das verlegene Lächeln, die Haltung der kleinen, überzarten Gestalt, der Ton der Stimme, die Art zu sprechen, — Alles ein unablässiges für ihr Dasein um Verzeihung bitten. Vom ersten Augenblick an fühlte ich, — ihre Untergebene, — ein zärtliches Erbarmen für die alte Dame, den Wunsch, sie zu stützen, zu behüten, innerlich wie äußerlich mit sanften Händen anzufassen, sie lieb zu haben, wenn sie sich's

gefallen läßt. Vielleicht würde sie es gar nicht merken, denn die Sorge für den Grafen scheint sie vollständig in Anspruch zu nehmen. Unablässig hat sie ihn im Auge, lächelt halb traurig, halb verlegen zu Allem, was er sagt, und beantwortet seine Tagesbefehle und Drucksprüche mit einem sanften: „Gewiß, Hans Albrecht, — ganz recht, Hans Albrecht, — wie Du willst, Hans Albrecht.“ Hin und wieder wendete sie sich auch mit einer Frage zu mir, aber ich glaube nicht, daß sie jemals auf eine Antwort gehört hat. Was den Herrn Grafen betrifft, so haben sie, — Du siehst, ich bin der Anstandsregeln Fräulein Milchens eingedenkt, — so haben sie nur ein einziges Mal geruht, von meiner Anwesenheit Notiz zu nehmen. Die Gräfin hatte die Besorgniß geäußert, daß ich zu jung sei, um mich in der Einsamkeit von Rothenek behaglich zu fühlen, und ehe ich antworten konnte, blitzen mich die dunkelblauen Augen an, und die leise, harte Stimme sagte:

„Sehr jung, in der That, — aber es ist ja nur eine Probe; wir können uns jede Minute wieder trennen...“

Das war mein Willkommen! — Lieber Vater, glaubst Du, daß ich, wie gewisse Leute hoffen und wünschen, diese Festung zu erobern vermag? Ich zweifle.

Die Tafelsfreuden schienen nicht enden zu wollen, obwohl wenig gegessen wurde; selbst mir war der Appetit vergangen. Aber der alte Anton bediente mit unglaublicher Langsamkeit, und nachdem ich meine letzte Erdbeere längst gegessen hatte, saß der Graf noch immer in sich zusammengezogen und zerbrockelte mit nervösen Fingern ein Stück Brod. „Anton!“ rief er plötzlich. Der Diener kam und half ihm aufzustehen. „Gelegnete Mahlzeit!“ — eine Verbeugung für die Gräfin, ein stummes Kopfnicken für mich; dann kam aus dem Hintergrunde Cäsar geschritten und eröffnete den Zug, den ich auf einen Wink der Gräfin schloß.

Ich gelangte übrigens nur bis an die Thür zum Allerheiligsten. „Für heute förmtest Du die junge Dame entlassen; — gute Nacht, Fräulein!“ sagte der Graf und verschwand in dem angrenzenden, schwach erleuchteten Gemache, während mir die Gräfin Erlaubniß gab, mich zurückzuziehen, um von der Reise auszuruhen; morgen früh zehn Uhr erwarte sie mich im Wohnzimmer. Damit verschwand auch sie. Im Gange überreichte mir der alte Anton einen Handleuchter; in meinem Zimmer fand ich eine brennende Oellampe, — Petroleum scheint für Rothenek zu neumodisch zu sein, — und eine junge, bäuerliche Magd, die das große Himmelbett für mich aufgedeckt hatte und zu wissen begehrte, um welche Zeit ich das Frühstück zu haben wünsche. Dann blieb ich allein, mutlos und mit schwerem Herzen. Jetzt aber, nachdem ich so lange mit Dir geplaudert habe, Du liebst, bester aller Väter, ist Alles wieder gut. Ich will schlafen gehen und morgen, ehe ich meinen Dienst antrete, Tante Sophie ausführlich über Alles berichten, damit sie sich ausgewundert hat, wenn sie zu Dir zurückkehrt.

Und nun gute Nacht und tausend, tausend innige Grüße Dir und den Brüdern. Ganz eigen war es mir, als die Gräfin den Grafen „Hans Albrecht“ nannte. Die Namen der Brüder, der frischen, übermuthigen Jungen in dieser Menschenruine vereinigt, — seltsamer Zufall! Gute Nacht, leb' wohl, — verzeih mir den Buchbrief, — nein, das ist eine alberne Phrase! Zu Dir zu flüchten, ist mein gutes, liebes Recht; bin ich doch Deine Juliane.

An Frau Majorin Möller, Karlsbad.

Rothenek, 3. Juli 1877.

Was wirft Du von mir denken, liebe Tante, wenn Du hörst, daß ich der Aufgabe, Dich im Hause meines Vaters nach Kräften zu vertreten, untreu geworden bin, um zu Menschen zu gehen, die ich bis gestern nur dem Namen nach gekannt habe! — Laß Dir erzählen, wie es gekommen ist.

Vergangenen Donnerstag, den 28. Juni, — ein Datum, das ich nie, nie vergessen werde, — hatte ich zum Abendessen im Gartenhäuschen deden lassen und saß auf Vater und Brüder wartend, mit meiner Handarbeit am Theetische, als hinter den Fliederbüscheln ein Schritt erklang, der keinem von ihnen angehörte. Herbert Bardorff war es, der heranstürmte. Du weißt, wie ungestüm er sein kann, aber so war er nie zuvor. Mit einem Satze sprang er über das Teppichbett, mit dem zweiten die Stufen heraus, fasste meine Hände, — ich war erschrockt aufgestanden, — zog mich an sich und sagte mir in wirren, abergerissenen Worten, was ich längst geahnt, ersehnt, gehofft hatte. Deine klugen Augen haben es wohl auch längst erkannt, lieb Tantchen? Oder bist Du eben so blind gewesen, wie Papa? Er war geradezu fassungslos, als er, — wir hatten ihn nicht kommen hören, — über die Schwelle trat.

„Herr von Bardorff, haben Sie vergessen...“ rief er vorwurfsvoll und sah dabei so blaß und traurig aus, wie ich ihn nur an Mama's Sterbebett gesehen habe. Auch

Herbert wurde blaß, vielleicht weil ich ihm auf einen Wink des Vaters die Hand entzog und zitternd auf den nächsten Stuhl sank, während er mit erzwungener Ruhe zur Antwort gab:

„Die Großeltern, meinen Sie? Nein, lieber Professor, ich habe sie nicht vergessen, habe mein Herz um ihretwillen bis zum heutigen Tage bewußt. Jetzt aber, da sich die Möglichkeit zeigt, die alten Leute für meine Wünsche zu gewinnen —“

„Niemals!“ fiel ihm der Vater in's Wort. Herbert ließ sich nicht entmutigen.

„Erlauben Sie uns den Versuch! Es handelt sich um Julianens Glück, wie um das meine,“ antwortete er in seinem herzgewinnenden Tone und erklärte dann in wenigen Worten seinen seltsamen Plan. Die Witwe des ehemaligen Pfarrers von Rotheneck, die jetzt in Berlin bei einer verheiratheten Tochter lebt, hatte von der Gräfin Rotheneck den Auftrag erhalten, so bald als möglich für ihre erkrankte Vorleserin Erfolg zu schaffen. Die Pastorin, die keinen Rath wußte, hatte Herbert zu Hilfe gerufen, und nun beschwore er den Vater, mich nach Rotheneck gehen zu lassen. Mit seinem Leben wolle er dafür einstehen, daß ich die Herzen der alten Leute gewinnen und damit ihre Vorurtheile besiegen werde. Nur ihre Unbekanntheit mit dem Leben sei schuld, daß sie so hartnäckig an den Überlieferungen der Vergangenheit festhielten. Wenn sie sich überzeugten, daß die Tochter des Professors Helm an Bildung und edler Sitte jeder Hoch- und Höchstgeborenen gleichstehet, würden sie dem Glück des Entfels nichts entgegenstellen. So stolz und starrsinnig Graf Rotheneck sein möge, der innerste Kern seines Wesens wäre durchaus edel; die alte Gräfin aber sei die Güte und Milde selbst, dazu eine schwergeprägte Mutter, eine einsame Dulderin, der ich durch herzliches Entgegenkommen eine Wohlthat erweisen werde.

Während Herbert das Alles in seiner feurig-überzeugenden Weise auseinandersetzte, stand ihm der Vater sichtlich bewegt gegenüber; aber ehe er antworten konnte, kamen die Brüder mit dem bekannten, chronischen Wolfshunger, der nach stürmischer Begrüßung ihres geliebten Herbert sein Recht begehrte.

„Gieb ihnen zu essen; ich habe mit Bardorff zu sprechen,“ sagte der Vater und nahm Herberts Arm; sie verließen den Pavillon und gingen längs der Gartenumauer auf und nieder. Zuweilen blieben sie stehen, und der Ton ihrer Stimme drang zu mir herüber. Endlich gaben sie sich die Hände; dann entfernte sich Herbert, indem der Vater langsam mit gesenktem Kopfe zurückkam.

Mir schlug das Herz zum Zerspringen. War Alles aus, Herbert abgewiesen? — Nein, dann hätte mir der gütige Vater nicht so zulächeln können. Herbert läßt grüßen; er sei in der bewußten Angelegenheit zu der Pastorin Rabe gegangen und werde morgen Bescheid bringen. Damit mußte ich mich begnügen, bis endlich, endlich meine lieben Wölfe gefäßtigt waren und von Papa mit einem Auftrage fortgeschickt wurden.

Sobald wir allein waren, streckte er mir über den Tisch die Hand entgegen und hielt die meinige, die ich zitternd hineinlegte, fest. Er hoffe, daß ich von seiner Liebe überzeugt sei, auch wenn er mir weh thun müsse, sagte er. Seiner Meinung nach würde jeder Versuch, Herberts Großvater umzustimmen, an dem Stolz und Starrsinn des alten Mannes scheitern. Hätte er doch den einzigen Sohn, weil dieser sich gegen die Familientraditionen aufgelehnt, verstoßen und jede spätere Annäherung desselben zurückgewiesen, obwohl ihm auch die einzige Tochter, Herberts Mutter, um dieselbe Zeit durch den Tod entrissen sei. Sollten sich nun um meinestwillen die alten Kämpfe auf Rotheneck erneuern, den Vereinsamten der Entel verloren gehen, wie der Sohn? Nun und nimmermehr würde er dazu seine Einwilligung geben, versicherte der Papa, — ganz abgesehen davon, daß ich ihm zu gut sei, um einer widerstreitenden Sippe ausgedrangt zu werden. Ob denn wirklich meine Liebe zu Herbert eine so unüberwindliche sei, daß ich mich im Vaterhause nicht mehr glücklich fühle?

Wie mir die Frage an's Herz ging! Aber es ist so, — alle Eure Liebe, Ihr Guten, Theueren, genügt mir nicht mehr. Das gestand ich dem Vater, während ich ihm mit heißen Thränen um den Hals fiel und dann, — wie als Kind, wenn ich betrübt war, — neben ihm auf den Knieen lag und die Stirn an seinen Arm drückte, indem er mir mit der freien Hand das Haar streichelte und mir liebevoll zusprach.

So überraschend ihm meine Liebe sei, — er hätte in mir noch immer ein halbes Kind gesehen, — so sehr würde ihn, wenn sich die äußeren Hindernisse beseitigen ließen, meine Herzenswahl erfreuen, sagte der gute Vater. Herbert wäre ihm lieb, wie ein Sohn, und um für unser Glück das Mögliche zu thun, wolle er mich nach Rotheneck gehen lassen, — vorausgesetzt, daß ich den Muth dazu hätte und die Pastorin Rabe, nachdem sie erfahren, um was es sich handelt, bereit sei, uns beizustehen.

Daß ich nicht zauderte, kanntest Du Dir wohl denken, liebe Tante. Auch die alte, nette Pastorin, die Papa

erst allein besuchte, war einverstanden und hat mir, als ich ihr zugeführt wurde, eindringlich zugeredet, mich nicht abschrecken zu lassen, wenn ich lange und mühsam ringen müsse, um mein Ziel zu erreichen.

Alles Weitere kam schnell in Ordnung. Die von der Pastorin vorgeschlagene Lehrerstochter Juliane Hell, — Papa bestand auf dieser Namensveränderung, — wurde ohne Weiteres angenommen; den Brüdern und Bekannten wurde gesagt, daß ich zu Freunden des Vaters gehe, die sich meinen Besuch erbetteln haben. Dann mußten Herbert und ich feierlich geloben, das Ergebnis meines Unternehmens wie ein Gottesurtheil anzusehen, das heißt, einander zu entsagen, wenn ich nichts erreiche. Auch auf jeden heimlichen Verkehr haben wir Verzicht geleistet; nur durch den Vater und Dich, liebe Tante, dürfen wir uns Grüße schicken und von einander hören. So ist es mir denn ein wahrer Trost, daß Du in den nächsten Tagen nach Hause gehst; Du siehst Alles, verstehst Alles, wirst Dich Deiner armen Juliane und Deines Schülers Herbert erbarmen. Hast Du doch gewißermaßen die Verpflichtung, Dich unserer Liebe anzunehmen, da Herbert durch Dich in unser Haus gekommen ist. Anfangs, — weißt Du noch? — war ich immer in Opposition, wenn Ihr Alle beim Lob stimmtet. Du hastest soviel von ihm erzählt, von seiner Sorgfalt für den verwundeten Onkel, seiner Theilnahme für Dich, als Du nach Meß gekommen warst, den Sterbenden zu pflegen, seiner Tollförmigkeit in der Schlacht, seiner Kaltblütigkeit in der Gefahr, seiner Pflichttreue, seiner Ritterlichkeit in allen Lebenslagen. Ich hatte mir einen Achilles, einen Siegfried vorgestellt und sah nun einen Lieutenant, der in meinen fünfzehnjährigen Augen nicht anders war, als seine Kameraden. Dazu kam, daß er mich kaum beachtete. Er tolzte mit den Brüdern oder sprach ernsthaft mit Dir und den Eltern. Es ärgerte mich geradezu, daß er von Euch Allen behandelt wurde, als ob er zur Familie gehöre, und warum Euch seine Erzählungen von Schloß Rotheneck und dessen Bewohnern interessierten, begriff ich nicht. Mit ihm versöhnt habe ich mich erst, als er beim Tode meiner Mutter so theilnehmend war und dem armen Papa jede freie Stunde widmete. Und dann ist's weiter und weiter gegangen, bis eines schönen Tages . . . Tantchen, kluges, liebes Tantchen, hast Du mein „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein“, nicht erkannt, nicht verstanden?

Was aus mir werden soll, wenn mein Versuch mißlingt? . . . Nein, nein, er darf nicht mißlingen, und damit es nicht geschieht, darf ich nicht mutlos werden, und damit ich es nicht werde, mußt auch Du mir helfen, wie mir der gute Vater geholfen hat. Es war rührend, wie er, der sonst für den Kleinram des Lebens so gar keinen Sinn hat, an alles Mögliche dachte, und wie er trieb, daß ich fortlaß! Furchtete er, daß ihm seine Zustimmung zu Herberts Plan leid werden könnte? Oder fürchtete er Tante Sophiens „hohe Vernunft“? — Auch ich fürchte, daß Du Dich meiner Expedition nach Rotheneck widergesetzt hättest. Aber, lieb Tantchen, so zweitmäßig „Geduld, Vernunft und Hafsergruß“ in vielen Fällen sein mögen, — in manchen sind sie nicht zu gebrauchen, und Du mußt mir erlauben, daß ich Deinem Lieblingspruch ein anderes Stückchen Vollweisheit entgegenstelle; es lautet: „Man muß helfen, wenn Gott gutes Korn machen soll!“ — So las mich denn in meiner Weise pflegen und säen, und bete mit mir um den Segen, der von oben kommt.

Halb zehn! In einer halben Stunde habe ich im Wohnzimmer zu erscheinen und wahrscheinlich mein Vorleser-Amt anzutreten. Daß mir bänglich zu Muth ist, kanntest Du Dir denken. Über meine Reise, meine ersten, hiesigen Eindrücke habe ich Papa geschrieben; es heute zu wiederholen, fehlt mir die Zeit, denn mein Brief muß fertig sein, wenn der Postbote kommt, sonst trifft er Dich nicht mehr in Karlsbad.

Etwas muß ich Dir aber noch erzählen. Als ich am Morgen der Abreise mit Papa beim Frühstück saß, — die Brüder waren schon in die Schule gegangen, — sagte er, aus diesem Sinne erwachend: „Ich möchte Dir erklären, liebes Kind, warum ich Herberts Wunsch so schnell zugesagt habe.“ Dann erfuhr ich, daß auch Papas Liebe die Zustimmung der Seinigen nicht erlangt hat, weil die Erkorene seines Herzens die Tochter eines Schauspielers war, des großen Künstlers, auf den wir so stolz sind! Liebe Tante, welche Hinterwäldler müssen die Verwandten meines Vaters sein? Nun ist mir klar, warum er nie von ihnen spricht, — sie können ihn nie verstanden haben. Dennoch ist er, wie jetzt Herbert, überzeugt gewesen, daß seine Eltern ihre Vorurtheile aufgeben würden, wenn sie seine Braut kennen lernten. Es ist ihm aber nicht gelungen, sie in seiner Familie einzuführen; er hat gegen den Willen der Eltern geheirathet, und sie haben sich nie mit ihm und Mama verjährt wollen. Ob sie noch leben? Zu fragen wagte ich nicht; Papa sah so traurig aus, sprach auch gleich weiter, sagte, daß ihn die Erinnerung an die eigenen Wünsche und Hoffnungen für Herberts Plan

gewonnen habe, und daß er hoffe, ich werde ausführen können, was meiner Mutter nicht vergönnt gewesen ist. Dann kam der Abschied, der mir schwerer wurde, als ich's zeigen möchte. Herbert war natürlich auch am Bahnhofe. — Erst unterwegs hatte ich Muße, über Papas Geständnis nachzudenken und mich zu fragen, warum Du mir nie davon gesagt hast. Bin ich auch in Deinen Augen, trotz meiner neunzehn Jahre, noch „ein halbes Kind“? Könnt' ich Euch doch durch kluges Durchführen meiner Aufgabe das Gegenteil beweisen! — Für heute Gebewohl, geliebte Tante! Grüß mir Vater und Brüder, wenn Du sie wieder siehst, und ebenso herzlich „unsern“ Herbert von seiner Deiner Julianne.

Rotheneck, 4. Juli 1887.

Guten Morgen, lieber Vater! Wie hast Du geschlafen, wie geht es Dir? Hast Du diese Nacht nicht zu lange am Schreibtische gelesen? Und wirst Du nicht versäumen, — da weder Tante noch ich Dich überwachen, — vor Beginn der Tagesarbeit auf eine halbe Stunde in den Garten zu gehen? In Gedanken folge ich Dir, hänge mich an Deinen Arm, und während wir im Schatten der Mauer auf und nieder gehen, erzähle ich Dir von meinen gestrigen Erlebnissen.

Es war noch früh, als ich unter meinem Baldachin erwachte, auf dessen blaugründigen Kattun-Vorhängen Dutzende bunter, bebänderter Schäfer ebenso vielen bebänderten Schäferinnen, deren jede ein bebändertes Schaf zur Seite hat, Blumensträuße überreichen. Dasselbe verschossene Idyll bedeckt Sophie und Stühle und hängt in altmodischen Draperien um das erblindete Fenster meines Rococo-Stübchens, in dem sich, mit dem leisen Lavendel-Duft des Potpourri die bedrückende Atmosphäre des vergangenen Jahrhunderts erhalten zu haben scheint. Desto frischer ist die Luft, die von draußen hereinströmt, — und die Aussicht über einen kleinen Garten mit geradlinigen, von Buchsbaum umrahmten Blumenrabatten, dem Walde zu, der hinter dem Schloß aufsteigt, so verlockend, daß ich am liebsten hinausgegangen wäre. Ich hatte jedoch, bis die Stunde kam, die mich in's Wohnzimmer rief, an Tante Sophie zu schreiben.

Punkt zehn Uhr ging ich in den ersten Stock hinunter, wo mich der alte Anton bereits zu erwarten schien. Er öffnete mir das Gemach neben dem Esszimmer, meldete Fräulein Hell und schloß hinter mir die Thür.

Auf den ersten Blick war in dem großen, mit altmodischem Hausrath überfüllten Raum Niemand zu sehen; dann aber rief hinter einer spanischen Wand die Stimme der Gräfin: „Hierher, liebes Fräulein!“ Ich trat heran und sah in einem von zwei Wandschirmen gebildeten, auf eine geschlossene Glashütte mündenden Separat-Cabinet den Grafen und die Gräfin einander gegenüber sitzen. Zwischen ihnen stand ein kleiner Tisch mit Zeitungen, einem Buche und dem Knaulörbchen der stridenden alten Dame.

Neben dem Grafen, auf einem Bärenfell, lag der Hund, erhob sich, sobald ich zwischen den Schirmen erschien, kam wedelnd an meine Seite und wollte sich, als mir die Gräfin nach der ersten Begrüßung einen Stuhl ihr zur Rechten anwies, neben mich legen, aber der Graf rief ihn zurück. Das Thier gehordhte und warf, als er sich niedersetzte, seines Herrn Krückstock um. Natürlich sprang ich auf, lehnte den Stock wieder an den Sessel des Grafen und kehrte auf meinen Platz zurück.

Die Gräfin nahm das Wort: Frau Pastorin Rabe, der sie Beide volles Vertrauen schenken, hätte mich so warm empfohlen, daß sie ohne weitere Erfundigungen auf ihren Vorschlag eingegangen wären. Nun aber, nachdem sie mich gesehen, fürchteten sie Beide, daß ich wegen meiner Jugend und meiner, — sie stotterte, „neu-modischen Art“ ergänzte der Graf, ohne aufzublicken, — nicht nach Rotheneck passe, schloß die Gräfin. Ich bat, es mit mir versuchen zu wollen, und erhielt Erlaubniß, die Zeitung, — es war der „Hamburger unparteiische Correspondent“, — vorzulesen.

„Deutlich und nicht zu schnell,“ sagte der Graf. —

Ich hatte kaum begonnen, als der sich reckende Hund den Krückstock abermals umwarf. Ich wollte aufstehen, aber die Gräfin legte die Hand auf meinen Arm: „Weiterlesen!“ flüsterte sie und erhob sich, um selbst Cäsars Unvorichtigkeit gut zu machen. Das wiederholte sich noch zwei, drei Mal; endlich, — ich war eben mit einem Artikel fertig geworden, — hielt ich es nicht mehr aus, ging um das Tischchen herum, zog das Bärenfell so weit vom Lehnsstuhl des Grafen ab, daß sein Stock nicht mehr gefährdet war, und kehrte zu meiner Zeitung zurück. Mit dem Ausdruck des Schreckens hatte die Gräfin das Strickzeug sinken lassen; der Graf blickte flüchtig auf, sagte aber nichts; ich las weiter.

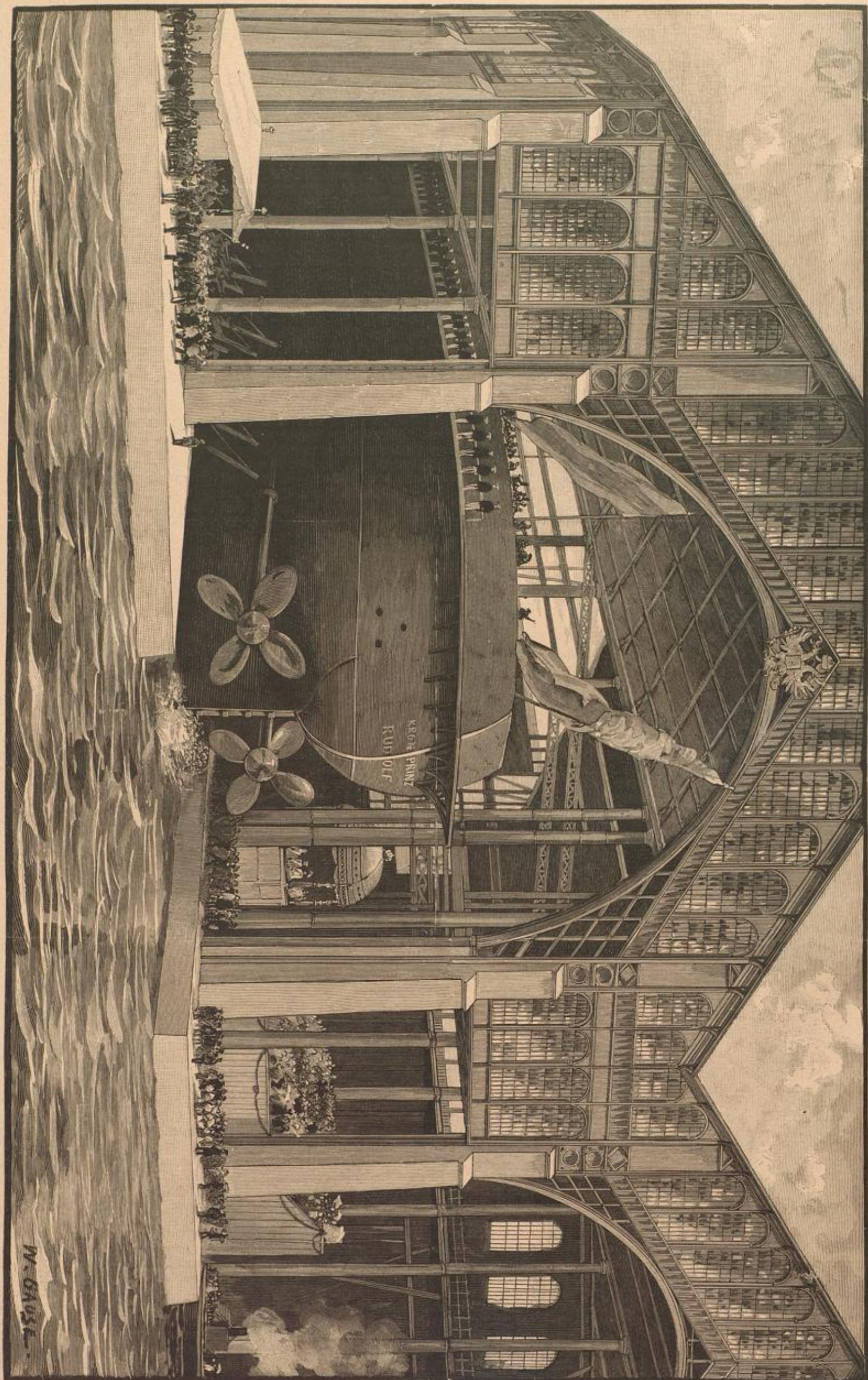
Gut, daß die Herren Zeitungsschreiber nicht hören, wie sie vom Grafen Rotheneck beurtheilt werden. Zuweilen unterbrach er mich mit einem Ausruf wie: „Allernebst! — Tollhäusler-Geschwätz!“ zuweilen mit längeren Auseinandersetzungen. „Nichts dazu sagen,“ hauchte mir die Gräfin zu; — ich gehorchte.

Der Stoffmann des mächtigen Kurmfürstes „Kromping Kuno“ ging in Pola in prächtiger Weise von Staten. Auf den der Hölle des Todes rechts und links errichteten Tribünen hatte sich ein zahlreicher Publikum eingefunden, während die Vertreter der Watering-Gebrüder und ihre Gäste in der Nähe des Kaiser- geltes aufstellung nahmen, welche, von einem mit der Grön- fejndlichen Halbordnun überzählt, an der längsseite der Halle stand. Zu beiden Seiten des Tofts lagen mehrere Schiffe, welche mit

Der Stabellau des österreichischen Thurmüffes „Kronprinz Rudolf“ in Polen. Von Wilhelm Gauß.

Zufallsmen nicht gefüllt waren. Da standte ein weithin drohender Spannungsdruck die Zukunft des Staates an, und halb darauf fuhr das faterliche Wort, von dem Tonner der Geschüre mit dem Jubel der Zuhörer begleitet, an das Ziel heran. Mit dem Monarchen erschien gleichzeitig die Erzherzöge Karl Ludwig, Leopold, Franz Ferdinand, Karl Stephan und die Erzherzogin Maria Theresa, sowie mehrere hohe Würdenträger. Nach der Eröffnung des neuen Schiffes durch den Kgl. Statthalter gab der Kaiser das Zeichen zum Beginn des Stabellauens. Rundzehn wurden sämtliche Zeile, an denen der Stoff festgebunden war, gelöst, bis auf ein einiges Tau, welches das gewollte Unglück an dem Wasserstand noch hinnahm. Dann rückte der Maat-Kommandant, Baron Sterz, eine Ansprache an den Kaiser, woronu der Monarch seiner Befriedigung über die Vollkommenheit des Schiffbaues ausdrückte. Nun vollzog die Erzherzogin Maria Theresa im Namen der Kaiserin die Taufe des Schiffes, indem

sie einer Blüte-Sprung laut sprach und herauf an den Knopf eines Apparates drückte, welcher gegen den Bug des Fahrzeuges eine Champoner-Mühle schleuderte. Doch blieb schamlos Jernhelle. Nachdem nun der Dornen-B., welcher bis dahin die Vorhabe verfolgt, gefallen war, erglante in weitem Lenthin der Befehlshaber der Flotte des Schiffs „Kronprinz Walpoff“. Sobann wurde auch das Lebe Seel entfernt, und nach wenigen Sekunden glitt das neue Zaren Schiff mit majestätischer Wucht auf den Wellen des Orients dahin.





Die Familie des Prinzen Wilhelm von Preußen beim Crüdel-Spiel im Parke des Marmor-Palais zu Potsdam. Nach einer Photographie von Gelle und Kunze in Potsdam.

Das prächtige Marmor-Palais in Potsdam, welches den Prinzen Wilhelm von Preußen und seiner Familie als Sommerwohnung aus den vornehmsten Zwecken Potsdams an alterhand Spielerisch dient, ist von einem weitgedehnten, herrlichen Park umgeben, unter dessen ländlichen Bäumen an schönen Tagen oft ein fröhliches Leben herrscht. Frisch und munter tunnen sich die Kinder des einfligen Gründel-Spiels fleißig gehabtigt, an dem sich die Herrschaften in jüngster Umgangssprache auf den Schne des einfligen Gründel-Spiels stolz machen.

Sofenplätzchen und ergöhnlich jauchzend mit mehreren Altersgruppen anlässlich der feierlichen Prinzessin, Friedrich Wilhelm, in schmuckster Uniform; ihm gegenüber sieht die Prinzessin Auguste Victoria, die mit militärischen Stola ihren Gefährten betrachtet. Die beiden jüngeren Prinzen, Eitel Friedrich und Georg, welche noch Kindesstolz tragen, spielen in die Geheimnisse des Spieles noch nicht eingeweiht eine lustige Szene dar. Reben feinen flüsslichen Blätter sehen wir den ältesten der kleinen Prinzen, Friedrich Wilhelm, in schmuckster Uniform; ihm gegenüber sieht die Prinzessin Auguste Victoria, die mit militärischen Stola ihren Gefährten betrachtet. Die beiden jüngeren Prinzen, Eitel Friedrich und Georg, welche noch Kindesstolz tragen, spielen in die Geheimnisse des Spieles noch nicht eingeweiht eine lustige Szene dar. Reben feinen flüsslichen Blätter gar nicht, während sich der Zöglinge gar von der Gesellschaft zurückgezogen hat und seine ganze Aufmerksamkeit der Prinzessin gewidmet, welche das Spiel mit lustigen Witzeln begleitet. Nach dem Spiele werden von den Zöglingen Feierlichkeiten herangereicht, die sich die kleinen Prinzen gut schmecken lassen.

Mit meinem Lesen war der alte Herr zufrieden. Ich müsse Übung darin gehabt haben, sagte er, und als ich antwortete, daß ich meinem Vater seit Jahren Zeitungen und historische Werke vorgelesen habe, meinte er, dann werde mich das Buch nicht erschrecken, in dem meine Vorgängerin stecken geblieben sei, und das ich nun auslese müssen. Dabei deutete er auf den Band, der auf dem Tische lag. Es war, — ich hätte aufzubeln mögen, — Dein neuestes Buch: „Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege und des Wiener Kongresses.“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Unter Bauern.

Erzählung von H. Billinger.

(Schluß.)

Foni erstattete einen so haarsträubenden Bericht von dem Zustande seiner Mutter, — wie er nur mit Mühsal und Roth dem Tode durch ihre Hand entronnen sei, — daß in den Leuten kein Zweifel darüber herrschte, die Leut-Bäuerin sei wahnsinnig geworden. Auf Niemand machte diese Annahme einen größeren Eindruck, als auf Bibiane; sie hörte den ganzen Tag einen Hahnen knallen, fuhr des Nachts im Bett auf und schrie um Hilfe. Wo sie ging und stand, besonders im Halbdunkel, verfolgte sie die Leut-Bäuerin, den Stufen in der Hand. Haarsträubende Geschichten hielten ihren Umgang in den Leuten, die noch bestätigt wurden durch die Worte, welche die Leut-Bäuerin ihrem Sohne Franz und dem Herrn Pfarrer entgegen rief, als diese sich in aller Güte mit ihr aus einander reden wollten. Ohne auf sie zu hören, gab sie ihnen die Weisung, heim zu gehen, denn es komme Niemand über ihre Schwelle ohne ein Unglück.

Die Frauen, welche für ihr Leben fürchteten, verlangten einstimmig, daß die Leut-Bäuerin in ein Narrenhaus gebracht werden müsse; sogar Veni erklärte ihrem unentzloßenen Manne: eine Frau, die auf ihre Kinder schlägt, sei ärger, als ein wildes Thier.

Franz seufzte: es war eben doch ein ganz anderes Leben gewesen, als die Mutter noch im Hause drüben hauste. Nur zu deutlich sprach der Verfall aus der in den Leuten herrschenden Unordnung und Nachlässigkeit, aus den durch Genußsucht und Faulheit herabgesunkenen Gestalten der Männer. Den traurigsten Anblick elender Verkommenheit bot der ehemals so stolze, schöne Geßler; Hunger und schlechte Behandlung hatten ihn seines ganzen Stolzes beraubt; schmeichelnd erbettelte er sich den Abfall der verschiedensten Haushaltungen, Schlägen und Fußtritten ein klägliches Winseln entgegen, jekend.

Inzwischen hatte es Bibiane durch ihr unermüdliches Aufstochern wirklich so weit gebracht, daß es die Einwohner der Leuten für ihre Pflicht hielten, der Ruhe und Sicherheit halber, die Mutter vom grünen Fleck zu holen. Das heißt, sie wollten sie für's Erste nur ihres Gewehres berauben und ihr das freie Herumgehen unmöglich machen; der Arzt aus dem Städtchen sollte als dann geholt werden und seine Bestimmungen treffen.

Des Morgens in aller Frühe trafen Söhne und Schwiegertöchter zu ihrem Unternehmen zusammen. Franz hatte einen Arm voll Handwerkzeug bei sich, um die verchlössenen Thüren von außen öffnen zu können. Seine Frau war mit einem Krug Weißwasser bewaffnet, und Stine kam mit einer Heugabel, die sie sich nicht um die Welt abschwingen ließ.

„Ganz recht,“ bestärkte sie Bibiane von ihrem Fenster herunter; „geht nur eine Weile voraus, ich komme gleich nach.“

Den ganzen Morgen schon war sie damit beschäftigt, ein langes, spitzes Messer zu suchen, ohne das sie sich nicht unter die Augen der Leut-Bäuerin traute. Nun ertrug sie die leiterartige Treppe, welche vom Speicher aus zur höchsten Bodenkammer führte; dort lagen Michel's alte Sachen, und darunter erinnerte sie sich das Messer zuletzt gegeben zu haben. Nach einigem Mühen fand sie es denn auch, prüfte die spitze Klinge und barg es dann unter der Schürze.

„Es braucht's Niemand zu sehen,“ sagte sie sich, die oberste Treppe betretend; „erst wenn sie auf mich losgeht...“ Damit that sie einen Fehltritt, stürzte die Treppe von oben bis herunter, und das Messer fuhr ihr in die Seite. Sie rief, aber Niemand hörte sie. Es sauste ihr in den Ohren. „Grad jetzt,“ sprach sie voll Zingrimm, machte einen letzten Versuch, sich zu erheben, und fiel dann auf's Gesicht, sich bestimmungslos verblutend.

„Ich möcht' nur wissen,“ sagte unterdessen Franz zu den Anderen, „warum der Hund gestern Abend so gehornt hat, — ganz unheimlich hat's gelautet.“

„Gottlob, daß ich meine Heugabel hab,“ erklärte Stine, „denn wo ein Hund heult, bedeutet's ein Todtes.“

Es hatte aber die Ankunft eines Lebendigen, Langreichten bedeutet. Burgl und Latschi hatten sich gerade an

diesem Abend wieder einmal eine Zusammenkunft ge stattet, als plötzlich ihr zärtliches Flüstern durch das laute Bellen Geßler's unterbrochen wurde; der alte Geßelle, den seine steisen Beine nur noch langsam den Berg hinuntertrugen, schien unplötzlich etwas von seiner jugendlichen Kraft wiedergewonnen zu haben: mit erhobener Ruth stürzte er dahin, das neugierige Chevaar hinter ihm drein. Aus der Biegung des Weges traten drei Gestalten: Geßler's Freudegebell verstimmt plötzlich; winselnd, wie ein Hund, der Strafe zu erwarten hat, trock er längs des Bodens auf die Ankommenden zu, und als ihm ein erstaunt-unwilliges „Geßler!“ entgegnete, blieb er wie angewurzelt stehen, jammervoll heulend, als empfunde er das Unwürdige seines Vertragens, das ihm zur Natur geworden. Beim zweiten Rufe, der sein Ohr traf, bämpte sich das alte Thier hoch auf; es war, als wolle seine frühere stolze Natur sich noch einmal Bahn brechen, allein ein gurgelnder Ton unterbrach seine Bemühungen, er schlug schwer zur Erde, — das alte Hundherz hörte auf, zu atmen.

„Mein' Seel', wer kann das sein?“ murmelte Burgl von ihrem Beobachtungsposten aus. „So hab' ich den Hund sein Lebtag nicht thun hören.“

Latschi hielt ihr den Mund zu: „Es sind Diebe,“ behauptete er, „Mörder sind's.“

„Du, mein lieber Herrgott, die Daggerl,“ ertönte Wabi's Stimme, und alsbald erfolgte eine freudige, stürmische Begrüßung. Aber nur ein paar Augenblicke dauerte das laute Durcheinander von Rufen und Schreien; dann erzählte Burgl in aller Schnelligkeit dem tief betroffenen Hansei, wie's um seine Mutter stehe, was sie an ihren Söhnen erlebt, und wie sie jetzt droben sähe, nichts genieße als Milch und Brot und sein, Hansei's, Erbe gegen die Habgier der Brüder vertheidige.

Still wandelten die drei Menschen fürbah; Hansei einzig mit dem Geschick der Mutter beschäftigt, Hanni an seiner Seite auch an ihn denkend und seinen Schmerz mit fühlend. Wabi aber sah in dem Geschehen die Vergeltung Gottes, und mit Gemüthsruhe wiederholte sie von Zeit zu Zeit ihren Lieblingspruch: „Was der Mensch werth ist, kommt wider ihn.“

So langten sie oben an. Der Vollmond stand über dem grünen Fleck und warf sein Licht über das Haus und die schwarzgekleidete Gestalt auf der Treppe. Tieß betroffen, blieben die Ankommenden stehen, umsonst in dem geisterblässen, leidensdurchsicherten Antlitz, das sich scharf aus der dunklen Umhüllung hervorhob, die einst so lebenskräftigen, selbstbewußten Züge der Leut-Bäuerin suchend.

Sie schließt, das Haupt gegen den Thürpfosten gelehnt, neben sich den Stufen. Hansei aber hielt nicht länger an sich, mit dem Aufruf „Mutter!“ sank er vor der Treppe nieder, das Gesicht in den Schoß der schwergeprüften Frau bergend.

Sie fuhr auf. „Wer weint da?“ sprach sie, die Strähnen weißen Haars aus der Stirn streichend. Hansei schaute auf; er wollte sprechen, allein sie erkannte ihn, und mit den zitternden Händen des Sohnes Haupt fest umschlingend, verlor sie das Bewußtsein.

Hansei trug die Mutter auf den Armen in's Haus; er legte sie auf das Lager nieder, das für ihn bereit stand. Wabi schaffte Licht, Hanni benetzte die Schläfe der Leut-Bäuerin mit Wasser und glättete ihr sonst das Haar, indeß Hansei, neben dem Lager stehend, auf den Athem der Mutter lauschte. Sie kam zu sich; ohne ein Wort zu sprechen, lag sie da, das große, eingeknickte Auge bald auf das Eine, bald auf das Andere festend. Niemand wagte das Schweigen zu unterbrechen; Wabi hielt sich mit Absicht im Halbdunkel der Stube, aber dem scharfen Blicke der Leut-Bäuerin entging doch keine ihrer Bewegungen; sie sah, wie die ehemalige Magd des Ebner-Bauern geschäftig eine Flasche aus einem Korb packte, ein Glas mit Wein füllte und Hansei bedeutete, es der Mutter zu geben. Sie wehrte sich nicht; aber sie blieb stumm, wie theilnahmlos liegen, und Hansei achtete diesen Zug an der Mutter, und sorgte selber, ihr jede Gemüthsbewegung fernzuhalten, indem er von ihrem Bett wegging, auf der Bank unter dem Fenster Platz nehmend. Hanni schlich zu ihm mit einem Glase Wein und Brot. Erst weigerte sich der junge Mann, etwas zu genießen, dann gab er den Bitten des geliebten Mädchens nach, das, ihm liebevoll die Wange streichelnd, erst selbst von dem Weine kostete und ihm dann das Glas nicht eher vom Munde nahm, bis er es geleert hatte.

Leise austretend, verließ Hanni die Stube. Das Leid der Leut-Bäuerin, ihre schreckliche Veränderung war ihr schwer auf die junge Seele gefallen, sodaß die Freude der Wiederkehr ganz davon zurückgedrängt worden war. Jetzt aber brach sie nachträglich um so stärker hervor, — es war kein Wunder mehr in der unheimlich stillen Stube; sie eilte hinaus und rettete sich, wie schon einmal in ihrem Schmerze, jetzt mit ihrer Freude zu dem noch unverfehrt stehenden Muttergottesbilde.

„Tausend Mal grüß Gott, — grüß Gott!“ stammelte sie, den Thränen nicht länger wehrend, die ihr

wie Bäche aus den Augen stürzten. „Du Gute, Du Heilige, ich bin wieder da! Ein schwerer Traum war Alles; jetzt hör' ich uns're Kuhglocken wieder läuten, — den Bach so heimlich rauschen, — seh' die Stern' über den Leuten wieder, — und wieviel größer und wieviel heller sind sie daheim, als in der Fremd! Hätt' ich tausend Stimmen, tausend Mal wollt' ich's in den Himmel hineirufen: Bergelt's Gott, — vergelt's Gott, daß ich die Heimath wiederseh.“

Und sie rannte den Berg hinab, so wohlgemuth, so lustig über die Steine hüpfend, wie sie es vor Jahren als Kind gethan. Sie lächelte mit angehaltenem Athem, als fürchte sie, entdeckt zu werden, zum Häuschen ihres Großvaters hin. Betrübt sah sie die Veränderung, die mit demselben vorgegangen war; aber die alte Linde mit ihren tief herabhängenden Zweigen, die war noch die gleiche. Sie stieg auf das schon jahrelang wackelige Bänkchen, fuhr mit beiden Händen in das Blättergewirr über ihrem Haupt und rüttelte und schüttelte so lange, bis die Nässe des Thaues ihr Kleid durchdrang. Hinabspringend, gewahrte sie plötzlich zwei feurige Augen, die ihr aus dem Dunkel entgegenleuchteten.

„Das ist Muri,“ schrie sie auf. „Muri, mein Muri, — komm her! Kennst Du mich denn nimmer? Ich bin's ja, — ich!“

Aber Muri kam nicht; in weitem Bogen umschlich er die rufende Gestalt und floh, so oft sie sich ihm näherte.

„Armer Schelm!“ meinte das Mädchen, endlich in seinen Bemühungen nachlassend. „Dir müssen sie übel mitgespielt haben, — so zutraulich, wie er gewesen ist!“

„Warum bist Du so naß?“ fragte Hansei das zurückkehrende Mädchen, ihm über Haar und Schultern streifend.

„Es war die Linde,“ flüsterte sie; „ich hab' hinunter müssen. Sei nicht böß.“

Er drückte sie an sich und küßte ihr liebes Gesicht. „Schlaß,“ sprach er leise, „auch Du, Wabi, — ich wache.“

Neben der Leut-Bäuerin brannte die kleine Delampe; ihr gegenüber schien der Mond durch's Fenster, gerade auf Hansei's Züge, an denen das Auge der Mutter ununterbrochen hing.

Sie erkannte in dieser Nacht, was ihr geschehlt; sie hatte gesehen, wie ein Streicheln der Hand, ein bittender Blick Hansei's festes Kopfshütteln zum willfährigen Lächeln verwandelte. Ihre Herrschaft war die Gewalt gewesen; sie hatte ihr Alles eingebracht, nur keine Liebe.

Die tiefe Ruhe schlaferte Hansei allmälig ein, sodaß er mit dem Haupt gegen die harte Rante der Bank sank. Lautlos kam Wabi herbei, ein zusammengerolltes Tuch unter des Jungen Nacken legend; sie wollte ebenso leise in ihre Ecke zurückkehren, als eine Bewegung der Kranken sie an deren Lager rief.

„Kann ich Euch was helfen, Leut-Bäuerin?“ fragte sie.

„Ja,“ erwiderte diese in einem Tone, der rauh klang, sollte aber leise zitterte; „Du kannst mir die Hand geben, Wabi, — wenn Du magst.“

Mit beiden Händen ergriff die Magd die Rechte der Leut-Bäuerin; sie fühlte, was in diesem Händedruck lag, und mit Macht ein Schluchzen unterdrückend, sprach sie: „Ideen thun wir Alle, — gut machen können's die Wenigsten.“ Damit zog sie sich in ihre Ecke zurück. Der Mond verschwand; ein Schimmer des nahenden Tages stahl sich in die Fenster; die kleine Lampe zu Haupts des Krankenbettes erlosch. —

Als die Sonne eben ihren ersten Blick in die Leuten that, wurde Burgl durch heftige Schläge gegen ihre Kammerthür aus dem Schlafe geschreckt.

Die Stimme ihres Mannes erkennend, trock sie sofort unter ihrer Decke hervor und öffnete die Thür. Bis an die Zähne bewaffnet, drängte sich Latschi zu ihr herein.

„Ja, um Gottes Barmherzigkeit,“ schrie Burgl, „was willst denn mit der Mistigabel, der Holzsäge und den zwei Prügeln da heroben.“

„Sie kommen,“ unterbrach sie der an allen Gliedern zitternde Gatte; „sie wollen Euch an's Leben.“

„Wer, Du einfältige Creatur?“ fragte Burgl, fuhr aber doch in ihren Rock.

„Die drunten,“ erwiderte Latschi, „und mit Hengeln kommen sie. Da hab' ich schnell Alles aufgezapft, — und — und die Leut-Bäuerin hat ja ihren Stufen, — daß Gott erbarm!“

„Die Leut-Bäuerin steht nicht mehr auf,“ sagte Burgl. „Wabi gibt ihr keine Stund' mehr. Wenn ich nicht eingeschlafen wär', hätt' ich die ganze Nacht gehext, denn mit der Leut-Bäuerin stirbt die beste Frau auf der Welt. Wenn Du keine Gespenster gesehen hast, und es wahr ist, daß sie kommen, so will ich sie am Walde weg erwarten und sie nicht heraus lassen; die Leut-Bäuerin soll in Ruh' sterben.“

Sie verließ mit dem zitternden Latschi die Stube. Eng aneinander gedrängt, schritten sie bis zum Wald-

wege, wo sie, von der glühend rothen Morgensonne umstrahlt, in Angst und Zagen harrten. Latschi hatte die Wahrheit gesagt: als die Söhne und Schwiegertöchter der Lebt-Bäuerin den Weg herauf kamen, glitzerten wiflich die Zinken einer Heugabel über ihren Häuptern, und leidenschaftliches, wirres Reden ließ nichts Gutes ahnen.

Latschi war beim Anblick der erregten Schar nahe daran, in die Knie zu sinken, als ihn ein kräftiger Seitenstoß der Gattin ermannte.

„Jetzt hast auf der Stell' Muth," sagte sie, „oder wir sind geschiedene Leut'."

Das wirkte; der Unglückliche zog sich die Zipselmüze über die Augen, mit seinem Prügel so gewaltige Lusthiebe ausheilend, daß Burgl nicht schnell genug zur Seite weichen konnte.

„Hm," meinte der Alte, „was machen denn die Daggerl für Sachen? Bei meiner Seel', da oben ist wohl Alles närrisch geworden! He," schrie er die Beiden an, „seid Ihr verrückt?"

„Nein," erwiderte Burgl, während Latschi frampfhaft weiter röchelte: „da stehen wir, damit der Lebt-Bäuerin nichts geschieht."

„Hör' Einer die Krummbeinigen!" schrie Toni, roh ausflachend. „Plak da! Zwischen uns und die Mutter hat sich Niemand zu stellen!" Er gab Latschi einen Stoß, daß er bei Seite flog, Burgl aber eilte nach dem Hause zurück und rief Hansei heraus. Er traf auf der Schwelle gerade mit den Aufkommenden zusammen. Sie blinckten groß auf, Hansei so unvermutet vor sich zu sehen, der seinerseits in den verkommenen, roh ausschenden Männern kaum seine Brüder erkannte.

„Seid Ihr wahnsinnig, daß Ihr mit einer Heugabel angezogen kommt!" herrschte er sie an.

„Wir sind nicht wahnsinnig," unterbrach ihn der Alte, „aber mit der Mutter ist's nicht richtig; sie hat auf den Toni angelegt."

„Auf uns Alle hat sie angelegt! Frage nur Bibiane," schrie Stine.

„Schweig," fuhr sie Franz an, sich roth vor Scham von dem Haufen abwendend.

„Ueber Alle war es wie eine Art Ernäherung gekommen beim Anblick des jungen Mannes, dessen vernichtender Blick sie maß.

Ist das derselbe Hansei, der bei jedem Wort, das man von ihm verlangte, unter den Tisch trod? dachte Leni und verbarg ihren Krug mit Weißwasser hinter der aufgeschlagenen Schürze.

„Du," schrie Toni, „Du haft uns gar nichts zu sagen! Auf mich hat sie angelegt, und ich hab' ein Recht, zu verlangen, der Stützen muß weg."

„Toni," unterbrach ihn Hansei, und seine Stimme zitterte vor innerer Wuth, „Du weißt so gut, wie ich, die Mutter hätt' nie auf Dich geschossen. Wenn sie damit gedroht, so habt Ihr sie dazu gebracht."

„Sie hat's uns Allen wüst gemacht," brummte Pepi.

„Einde Geellen," fuhr ihm Hansei in die Rede, „was habt Ihr denn fertig gebracht, seit Ihr auf eigenen Füßen steht? Wie sieht's aus bei Euch? Niedergesessen habt Ihr, was die Mutter aufgebaut! Das ist Euer ganzes Werk, — und Ihr wollt sie noch anklagen, glaubt noch ein Recht zum Murren, zum Aufbegehren zu haben?"

Toni setzte den Fuß auf die erste Treppenstufe:

„Wir sind nicht so dumm, uns von Dir schimpfen zu lassen," knirschte er; „das wollen wir Dir einfränken."

„Glaub's schon," sagte Hansei; „wer's vierte Gebot nicht hält, den schrekt nichts zurück."

Ein lautes Geichrei unterbrach diese Worte; Jeder schaute sich wie hilfesuchend nach Bibianen um, welche als Urheberin der ganzen Sache die Verantwortung übernehmen sollte.

Toni ärgerte sich über die Verblüfftheit Aller, dem Einem gegenüber.

„Was," schrie er und stieß die Hand der Frau zurück, welche ihn halten wollte, „sie hat Dich ja selber hinausgetrieben, die Mutter, und hat's gesagt, Du seist keiner mehr von den Unseren! Brauchen wir Dich bei uns zu dulden, wenn Dich die Mutter...."

Da ging die Stubentür auf; bleich, mit todtenähnlichem Antlitz, trat die Lebt-Bäuerin über die Schwelle; ehe noch Wabi die Schwankende unterstützen konnte, schritt sie auf Hansei zu, der eine Stufe tiefer stand, und legte den rechten Arm um seinen Nacken.

„Mutter!" schrie er auf, sie fest umschlingend, denn der zusammensetzende Körper hing ihm plötzlich in seiner ganzen Schwere im Arme. Alles war still, Alles starrte auf die beiden Menschen, deren Aehnlichkeit nie auffallender zu Tage getreten war, als in diesem Augenblick.

„Kinder," sprach die Lebt-Bäuerin, und ihre Stimme bändigte vollends die erregten Gemüther, „Kinder, stoßt ihn nicht von Euch! Es ist der gute Geist, — der wieder einlehrt — in die Letzten, — den ich Euch hinterlasse, — als das Beste, — was der Himmel — mir sündigen Frau...." Ihr Haupt sank schwer

gegen die Schulter des Sohnes; er nahm sie auf und trug sie hinein. Bis in's Innerste getroffen, folgten die Anderen; sie umknieten das Sterbebett der Mutter, kaum zu atmen wagend, indeß der ratslose Geist der Lebt-Bäuerin nach kurzem Kampfe zur ewigen Ruhe einging.

Wabi war's, die der Todten mit sanftem Druck die Augen schloß.

„Ein schönes End'," sprach sie, „wird nur den Verlösten Gottes zu Theil! Vater unser...."

In dumpfem Gemurmel schlossen sich die Anderen dem Gebete an.

Rauchdruck verboten.

Notizen aus meinem Leben.

Von Hermine Billinger.

Hierzu das Portrait, Seite 337.

Jin schönen Preissbau, im rebenreichen, bergigen Freiburg, kam ich zur Welt; dort auf dem alten Kirchhof, mit dem wunderbaren Todtentapetischen, liegen meine Großeltern, Billinger und Streicher, ehrenwerthe, gute Menschen. Und ein ganzer Mann war auch mein Vater, voll Humor, — meine Mutter aber eine Natur, an der kein falsch's Aedele ist, wie man im Oberlande zu sagen pflegt. Früh zeigte sich's, daß der einzige Bruder mehr in die ernster geartete Familie der Mutter schlug, während ich eine Billinger war, bei denen das Erzählen umging; und schon als kleine Kinder wurden wir handelseinig, der Bruder und ich, daß er mein Nachgebet übernehmen, ich ihm dafür eine Räubergeschichte erzählen solle.

Mein Vater wurde noch in dem Jahre meiner Geburt nach Karlsruhe versetzt, wo er 1883 als Geheimer Kriegsrath außer Diensten sein uns so theures Dasein schloß.

Ich war ein Gassenkind ersten Ranges, mit nichts in der Stube zu halten oder zu beschäftigen. Drum Welch' eine Seligkeit die Ferien beim Apotheker-Dontel in Kenzingen, wo ich mich in den Gassen mit den Gänzen, Enten und Hühnern in voller Freiheit herumtrieb, eine Masse barschziger Kameräde hatte, die mich „s' Karlsruher Maideli" nannten, — wo ich mit der „Schwarze-Mutter“, einer prächtigen Bäuerin, die hinter der Apotheke wohnte, auf's Feld fahren durfte, Hans hecheln und das Vieh jütttern half! „Und seg' mir au Di Hüelli us!“ verschlehrte die „Schwarze-Mutter“ nie, mir dringend an's Herz zu legen, wenn sie mich des Sonntags mit zur Kirche nahm.

Mit neun Jahren versuchte ich mein erstes Gedicht:

„Vater, der Du die Mutter erschlugst“ —

Das schallende Gelächter der Reinigen zwang mich, diesen ersten Versuch scheunigt der Vernichtung preiszugeben. Später schrieb ich ein fünfaltiges Trauerspiel; die Kinder lasen's unter den Schulbänken, und da erwischte es der Herr Director, was ihn veranlaßte, mich zu meinem namenlosen Entzehen in der Arbeitsstunde eine Staatsdiätcherin zu nennen. Mit zwölf Jahren kam ich in's Kloster nach Offenburg, auf drei Jahre, — und sie waren wie ein einziger schöner Sommermontag, mit himmelblau gefleideten Gestalten, jubelnden Stimmen, durcheinander tönen den Klavierklängen, — Alles lachend, hell, klar in Fröhlichkeit und Sonnenchein getaucht; dunkel nur die lieben Gestalten unserer Klosterfrauen, — aber wie viel Güte, Milde und Liebe strahlte aus den Augen unter den schwarzen Schleieren! Ich verdiente mir dort den Beinamen „s' Schreibler“, erschien zum Schluss von Concerten und sonstigen Aufführungen in meiner eigenen Tracht, schwarzen Trac, Perücke, Haarbinde, die Feder hinter dem Ohr, und trug in dieser Weise alle möglichen Ausliegen in Versen vor. Zurüdgekehrt in die Heimat, hatte ich eine Zeit inneren Kampfes zu überstehen; ich trug mich mit dem Gedanken, in's Kloster zu gehen. Diese Stimmung nahm jedoch einen völzlichen Umschlag, — die Welt mit ihren Freuden, hauptsächlich der Besuch des Theaters, begeisterte mich in einer Weise, daß der „Drang zur Kunst“ gar bald von meiner Seele Besitz nahm. Allein der Widerstand der Eltern, die Nachlässe meiner lösterlichen Erziehung zwangen mich, Verzicht zu leisten; ich begnügte mich, in einem langathmigen Gedicht:

„Ewig bleibst Du mir verschlossen,
Porte in Thalia's Haus —“

meinen Schmerz auszutoben.

Mit dem Jahre 1870 kamen die ersten tieferen Eindrücke, — außer den allgemeinen noch die tödliche Vernundung meines einzigen Bruders. Vortreffliche Literatur-Stunden bei einer hochgebildeten Dame, Anna Eisinger, die mir jetzt eine treue Freundin ist, beeinflußten meine Geistesrichtung auf das Wesentlichste, denn da erst lernte ich unsere Klassiker kennen, zugleich aber auch verstehen. Und Anna Eisinger war die erste, die mich in meiner Lust zum Schreiben bestärkte. Die Eltern hatten keinen Glauben, weder an meine Begabung, noch an meine Ausdauer; ich war auch nicht so glücklich, den Beistand eines erfahrenen Menschen oder dessen Ratshschläge für den Beruf, den ich mir erwählt, zu gewinnen. Also ging's nur langsam vorwärts, und der gelbe Postwagen hielt mit röhrenden Ausdauer immer wieder „Neue Waldstraße 42“, brachte meine Manuskripte zurück und schleuderte mein hoffendes Herz in den Abgrund der Verzweiflung, — es hat sich aber immer wieder aufergerichtet.

Im Winter 1881 war ich zum ersten Male in Berlin, wo ich im Victoria-Lyceum durch die edle Persönlichkeit der Miss Archer tiefe Anregung fand und mit fortnahm. Und sie zog mich jeither immer wieder an, die herrliche, geistig lebendige deutsche Weltstadt. Fernere Reisen in den Schwarzwald, in's bairische Hochgebirge, nach Tirol liefern mir den Stoff zu meinen Gedichten. Die Treue des gelben Postwagens hat im Laufe der Jahre nachgelassen; dafür ist mir das liebevolle Interesse guter, hochgeschätzter Menschen zu Theil geworden.

Rauchdruck verboten.

Im Reiche der Mitternacht-Sonne.

Von M. Ottesen.

4. Am Nordkap. (Schluß.)

Jin herrlichsten Sonnenscheine nähern wir uns Magereien, einer fahlen, unfruchtbaren Insel, an der das Vorgebirge das Merkwürdigste ist: bald werden wir das Nordkap wahrnehmen.

Starre, zerrißne Felsmaßen steigen jäh zu beiden Seiten auf, und wieder berichten die Wellen von manchem düsteren Trauerspiel, das sich an dieser gefährlichen Küste zugetragen hat, wenn das Lied der Seejungier sich mit dem Heulen des Sturmes vermischte und sie das Boot und dessen Insassen hinunter in den Strudel zog. Schauerlich hallt der Klageruf des „Drangs“, jenes unheimlichen Geistes des Ertrunkenen, zwischen den Felsen wieder, und schauderhaft sucht er das Fahrzeug, das von den Wogen herumgeworfen wird, in der Tiefe zu begraben. Doch mutig trogt der Nordländer diesen Gefahren und sorgt dafür, daß sein Boot mit dem Zeichen des Kreuzes versehen ist, — da können ihm auch die bösen Geister nichts anhaben.

Als das gewaltige Vorgebirge, wie eine steile, senkrechte aufsteigende Felswand am Horizont auftauchte, herrschte unter uns ein ehrfürchtiges Schweigen, und unverwandt ruhten unsere Blicke auf diesem einsamen Vorposten, den die Erde gleichsam hierher gestellt hat, um dem gewaltigen Meer Troy zu bieten. Dunkelgrau, beinahe schwarz zeichnet sich der Felsen scharf gegen den blauen Himmel ab und wirft seinen Schatten weit über die glitzernde See hinaus. An der nördlichen Seite erblickt man einen riechten Stein, der weit vorspringt und „das Horn“ genannt wird.

Wäre der Felsen wirklich, wie die Sage wissen will, die Heimstätte der alten Götter, so müßte die Felsvorprägung Heimdals Horn sein, womit er beim Herannahen Ragnarök's die Bewohner der Ober- und Untewelt, Götter, Elben und Menschen, zum letzten Streite aufruft. Hier ist gerade die Stätte, wo ein wütender Kampf entbrennen könnte, denn in unendlicher Weite dehnt sich oberhalb der Felsmauer ein flaches Plateau aus, und das wachsame Meer sorgt dafür, daß keiner zu entstehen vermöge, der dem tödlichen Speer entrinnen möchte.

So gewaltig war der Bann, der mich gefangen hielt, daß ich kaum bemerkte, wie das Schiff Ankur warf und, sich leise wiegend, auf den stillen Fluten ruhte.

Auf dem Verdeck waren indeß Vorbereitungen zu einem Verheerungskriege getroffen. Mit riesigen Angelschnüren bewaffnet, stellten die Angehörigen der verschiedenen Nationen sich in Position, um im Wettkampf darum zu streben, den Bewohnern der salzigen Tiefe ihr friedliches Dasein zu fürzen. Bald war der Fischfang in vollem Gange, und die Damen und Herren zogen um die Wette einen riesigen Dorf nach dem andern in die Höhe.

So eifrig gingen alle diesem Sport nach, daß der Kapitän seine liebe Roth hatte, der Gesellschaft begreiflich zu machen, daß wir jetzt ungesäumt an's Land rudern müßten, wenn wir noch vor Mitternacht die Spitze des Nordkaps erreichen wollten. Schnell glitten die Boote über die spiegelblanke Fläche dahin. Das gefürchtete Polarmeér träumte seinen kurzen Sommernachtstraum, und kein Lüftchen wagte es, den Schlämmer zu stören. Lieber glatte Steine, feuchte Felsböden suchten wir mühsam unseren Weg, und die galanten Seefahrer hatten genug zu thun, den furchtbaren Damen Muth einzulösen. Eine französische Gräfin wurde angesichts des jäh aufsteigenden Felsens so angstlich, daß sie es vorzog, sofort den Rückzug anzutreten, und ein paar ältere Herren, die schwundelig zu werden fürchteten, begnügten sich mit dem harmlosen Vergnügen, am Strand Steine und Pflanzen zu sammeln.

In einer langen Reihe wand sich der Zug die Felswand hinauf, die Ausländer alle in der Vordertruppe. Bald änderte sich aber die Schlachtdisposition. Die Norweger gewannen, langsam, aber gleichmäßig vorwärts schreitend, den Vorsprung. Zu ihnen gesellten sich mit Anspannung aller Kräfte die Schweizer, Österreicher und einige Süddeutsche, und die Bergbewohner“ jähren nun mitleidig auf den Nachtrab herab, der leuchtend weit hinter ihnen herkroch.

Jetzt durfte keiner über Müdigkeit klagen; unter Lachen und Scherzen ging es schnell aufwärts, und die Meisten verabschiedeten es sogar, sich an den Tauen festzuhalten, die weiter oben zur Mischtröhre während des Nebels angebracht sind.

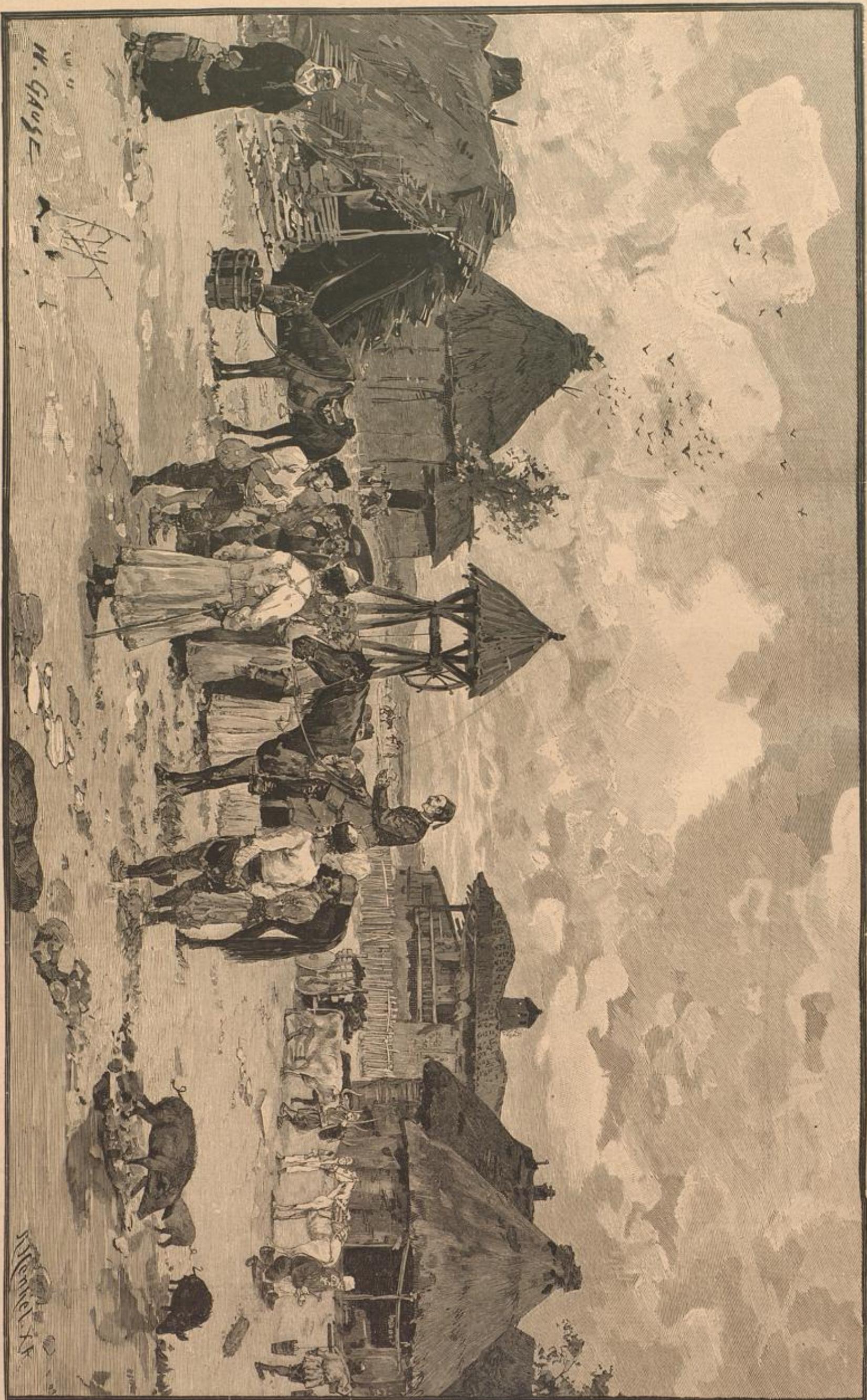
„Wie wird es aber mit dem Heruntersteigen gehen?“ meinte plötzlich der Wiener, den wir alle seiner guten Laune wegen so gern hatten. Unwillkürlich machen Alle Halt, und wir blenden mit leisem Schaudern in den Abgrund zu unseren Füßen. Schmeichelnd breitet die Meerfrau die Arme aus, und gar verlockend klingt ihr Lied, doch entschlossen wenden wir uns hinweg. Launisch ist die Schöne, und wer sich ihr naht, der vergeht nicht das Mahnwort, das ihm die Wellen zu räumen: „Hüte Dich!“

Jetzt stehen wir oben auf der Höhe und atmen erleichtert auf. Nur tausend Fuß hoch ist das Nordkap; es steigt aber so senkrecht auf, daß der Marsch sehr anstrengend ist. Lieber Moos und Geröll wandern wir jetzt gemächlich nach der Säule hin, die König Oslar von Norwegen und Schweden hier errichten ließ zum Andenken daran, daß er das Nordkap, kurz vor seiner Krönung im Jahre 1873, besucht hatte.

Unsere Seefahrer berichteten, daß eine deutsche Fürsten-tochter zwei Tage vorher denselben Pfad gewandert war. Es war die Erbprinzessin von Sachsen-Weiningen, welche diese weite Fahrt unternahm. Nicht ruhig, wie heute, lag damals die See; die Wellen gingen hoch, und ein frischer Wind schwelte die Segel. Die Prinzessin aber sprang, ohne sich zu befreien, in's Boot und beschämte durch ihren Mut die Diejenigen, die noch zögerten, ihrem Beispiel zu folgen.

Das Nordkap hat während der Touristen-Zeit auch Bewohner. In einem lustigen Betriebe residirt hier oben ein Ehepaar, das sich die Aufgabe gestellt hat, die müden Wanderer mit Champagner zu erfrischen. Sonst streifen die Laplander mit ihren Rentierherden als unumschränkte Herrscher in der Ginde umher.

Allmählig langen nun die verschiedenen Parteien auf dem Gipfel an, und bald bietet die Höhebene ein so belebtes Bild, als befänden wir uns auf einem Aussichtspunkt unweit einer Stadt. Bald laufen einzelne Gestalten am Boden, eifrig mit ihrem Bleistift Nachrichten an die Lieben in der Heimat schreibend, bald knallt der Champagner, und die Repräsentanten der verschiedenen Nationen preisen in wohlgeferteter Rede einander, die Fahrt, den braven Kapitän und das schöne Land.



Ein bulgarischer Abgeordneter auf der Reise zur Fuerstenthahl. Nach einer Zeichnung von Michael Stoyanov von Wilhelm Gause.

aus allen Theilen des bulgarischen Kirchenkuns eilten die 26. ber bereits über Jahr und Tag dauernden fünflosen Zeit hebet geordneten für die große Soborische Wahlen. Zuflucht nach Tirmolo, der und wartete mit Spannung auf das Ergebnis der Wählung des ehemaligen Hauptstadt von Bulgarien, die in alter Zeit Meißt Parlamentes. In allen Ortschaften, welche die Deputirten auf dem bulgarischen Könige war, um batelst an der Wahl eines ihrer weiter, beschworenen Weise zu politien hatten, umrissen sie die Gewohner neugierig die Wählenden, um sich über die Gebe neuen Verträgen zu unterrichten zu lassen. Die Kunst muss freilich in den nächsten Jahren recht dürtig ausgeföhren sein, denn die Wählervorsteher selbst sollten ja oft in Tirmolo von den gegenwärtigen Mächtigkeiten in der Soborische Wählungen über die Lage der Dinge erheben und so dürfte auch der Deputirte, den unser Bild zeigt, erscheinen soll.



Hermine Villinger. — Siehe Seite 335.

Was mögen wohl die Geister der Einöde zu diesem Treiben sagen, das sich in der Mitternachtstunde auf ihrem Felsen entwickelt? Gewiß sinnen sie darauf, dem Rufen und Lachen ein Ende zu machen, und versuchen es bereits, mit ihrem eisigen Hauche das frische Leben auszublauen, das hier pulsirt. Doch die fröhlichen Kinder der Welt reichen sich die Hände und tanzen, den Gnomen und Riesen zum Troß, lustig auf dem steinigen Boden umher.

Doch plötzlich verstummt der Jubel, und das geheimnisvolle Schweigen, welches hier allein herrschen will, tritt in seine alten Rechte. Still schaut selbst der Gleichgültigste über die See hinaus. Die dunkle Wogenwand gleitet langsam zur Seite, und auf den Flutbänken ruht die glänzende Sonnenfugel, — lange, lange, als wisse sie, wie herrlich der Aufblick sei, den sie gewährt, gleichsam zwischen Himmel und Erde schwiebend.

Da trübt ein leiser Windhauch den blanken Meeresspiegel, ein Seufzer scheint die ganze Natur zu durchbebien, selbst die unruhigen Seevögel verharren regungslos, — die Sonne ist verschwunden. Doch nur einen kurzen Augenblick. Da schimmert es röthlich im Osten, und wieder beginnt die Strahlenkönigin ihr gaufeldiges Spiel zu treiben. Eine feurige Feuerkugel steigt sie am Himmelstände auf, und sofort nimmt die ganze Landschaft einen anderen Charakter an. Hels und See, Thäler und Höhen werden in ihren magischen Lichtkreis hineingezogen und bilden den größten Gegenzah zu dem ernsten, harmonischen Farbenton, der sonst diesen Gegenden eigen ist. Während die Gipfel der Schneeberge sich purpurrot gegen den goldigen Himmel abzeichnen, starrt uns das Eis an den Abhängen grünlich entgegen, und das stahlblaue Polarmeere behält unveränderlich seinen kalten Farbenton bei. Hier sind alle Schattirungen vertreten, nur gehen sie zu hastig in einander über, als daß selbst ein Maler zu sagen vermöchte, wo die eine anfängt und die andere anfängt.

Allmählig beginnt das Feuer matter zu glimmen, goldige und rosa Linien werfen ihren sanften Schein über die starren Felsen, und das ermüdete Auge vernag es endlich, sich auf Augenblicke von dem fesselnden Schauspiel wegzuwenden.

Mit zauberlicher Gewalt hat es der Naturgeist verstanden, seine verlorene Herrschaft wiederzugewinnen, und keiner denterner daran, sich seiner Macht zu widersegnen.

Die Eindrücke, die der Besucher in dieser denkwürdigen Mitternachtstunde empfangen hat, werden aber nie verlöschen. Erhaben und gewaltig, bald ein Bild des Friedensdarbietend, bald das eines ewigen Kampfes, vermag die wunderbare Natur des Nordens den Menschen in seltsamer Weise zu fesseln.

Nur schwer und allmählig gewöhnt sich der Nordkap-Fahrer während der Rückreise an den Gedanken, daß das Alltagsleben wieder an ihn herantrete und seine Rechte geltend machen wird. Das Märchenland hat seinen Sinn gefangen genommen, und noch lange, nachdem er die Heimat wieder erreicht hat, suchen seine Gedanken sehnsüchtig jene fernern Gefilde, die eine kurze Spanne Zeit im Sonnenlicht erglänzen, um dann inmitten des Schnees und des Eises den Traum einer langen, ernsten Winternacht zu träumen.

Nachdruck verboten.

Ueber Todesfurcht.

Aphorismen von Ernst Edstein.

Die Todesfurcht ist, teleologisch betrachtet, ein äußerst zweckmäßiges, ja geradezu unentbehrliches Hilfsmittel der Natur zur Erhaltung der Lebewesen. Wir können den Lehrsatzausstellen: wo immer sich lebendige Geschöpfe im Weltraume vorsinden mögen, — sei dies nun in einem noch unentdeckten Winkel von Afrika, sei es auf einem Planeten unseres Sonnen-Systems, sei es selbst auf den Begleitkörpern einer jener Milliarden von Sonnen, die wir unter dem Namen der Milchstraße zusammenfassen, — da wird dies lebendige Geschöpf auch mit dem unentbehrlichen Attribute der Todesfurcht ausgestattet sein; denn nur die stark ausgeprägte Illusion, daß der Tod, — die Nicht-Existenz, — das größte aller denkbaren Übel sei, verbürgt seitens des Einzelwesens die Aufbietung aller Kräfte zur Erhaltung des Daseins und somit den Fortbestand seiner Gattung.

Da in sehr zahlreichen Fällen ganz naturgemäß unter zwei Individuen dasjenige überlebt, bei welchem die Todesfurcht

am entschiedensten ausgeprägt ist, so wird sich, nach dem Gesetze der Vererbung, die Todesfurcht von Geschlecht zu Geschlecht mehr anhäufen; denn die Fortpflanzung wird ja von dem überlebenden, „todesfürchtigen“ Individuum, nicht aber von dem bereits untergegangenen weiter betrieben. Nur die Unbekommenheit wird sich daher verwundern, wenn jedes lebende Individuum dem Banne der Todesfurcht unterliegt; denn sie ist zum Instinct geworden, lange noch ehe unser Gehirn zum discursiven Denken befähigt war. Es wäre vielmehr ein staunenerregendes Phänomen, falls irgendwo ein Sierblicher ohne Todesfurcht existirte.

Die Todesfurcht ist, seelisch genommen, etwa dasselbe, was leiblich die Kramps-Erscheinungen bei Erstickenden sind. Durch Hunderttausende von Generationen ist sie uns in Fleisch und Blut übergegangen. Ja, Alles drängt zu der Annahme, daß unsere primitiven Ahnen, bis hinauf zur Amöbe und zum Moner, in der nachtschwarzen Dummheit ihres fast noch rein vegetativen Wesens einen, — wenn auch noch so flüchtigen, — Hauch jenes Instinctes empfunden haben. Denn aus Nichts wird Nichts.

Dieser Umstand, daß die Todesfurcht allgemein ist, sagt jedoch nicht das Geringste aus über die Frage, ob der Tod, das Nicht-Sein, denn in der That auch zu fürchten sei.

Nehmen wir an, es trate Jemand mit einem unvermutheten blauen Glasgehäuse über den Augen plötzlich vor eine talkübelnische Wand, auf deren wirkliche Farbe er nicht etwa durch Vergleichung mit den Nuancen sonstiger Gegenstände zu schließen vermöchte.

Er würde die Wand blau sehen, obgleich sie weiß ist.

Ruhr sagte ihm Einer, dem er unbedingt Glauben schenkt: „Hör, die Wand ist weiß. Du hast nur ein blaues Glas vor den Augen, das Dir die Wand färbt.“

Was wäre die Folge dieser Eröffnung?

Der Mann würde zwar nicht mehr zweifeln, daß die von ihm wahrgenommene blaue Farbe das Werk seines Brillengehäuses ist; er wäre fest überzeugt, daß die Wand selber keinerlei blaues Licht ausstrahlt: aber trotz alledem würde er diese Wand immer noch blau sehen; denn die rein theoretische Einsicht wirkt nicht dergestalt auf den Schenker, daß sie die Blau-Empfindung aufheben könnte.

Ganz ähnlich stellt es sich mit der Todesfurcht.

Die philosophische Überlegung kann uns zur Evidenz darthun, daß der Tod etwas ganz und gar Gleichgültiges ist; trotzdem wird der Instinct im letzten Momente noch Recht behalten, — in dem Augenblick nämlich, da die ernste Gefahr einer Vernichtung an uns herantritt. Nur die eminenteste Geisteskraft, die glorreichste Tapferkeit oder die außergewöhnliche Steigerung gewisser Affekte, — man gedachte hier der christlichen und mohamedanischen Märtyrer, — hält auch in so erschütternden Krisen dem Instinct noch die Wage.

Wohl aber ist die philosophische Einsicht im Stande, bei normaler Stimmung unseres Gemüths diesem Tyrannen gründlich das Handwerk zu legen und dem denkenden Menschen, selbst wenn er nicht von dem unerschütterten Glauben an ein Jenseits beseelt ist, den Gleichmut des Stoïkers einzuflößen.

Die Erwägungen, die solchen Gleichmut herbeiführen, sind ebenso einfach, als klar.

Für das Interesse, das man ihnen entgegenbringt, ist es ohne Belang, ob man im Sinne der Kirche gläubig ist oder nicht; denn auch gläubige Christen hegen vielfach die Meinung, an das zeitliche Leben schließe sich das ewige nicht sofort, sondern es folge jenem vielmehr durch eine unabsehbare Reihe von Jahrtausenden der fühllose Todes schlaf, bis dann am jüngsten Tage die Posaune des Engels die Gräber sprengt und die Herrscher der Generationen zum jüngsten Gericht vor den Thron des Allmächtigen zwinge.

Wir fragen daher: Ist die Zerstörung des Individuum, die der Ungläubige als eine definitive, der Gläubige als eine vorübergehende sich vorstellt, ein Uebel?

Der Christ, der an die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben glaubt, ist sofort geneigt, die Frage mit „Nein“ zu beantworten. Warum? Einfach deshalb, weil er den Todes schlaf bis zum jüngsten Gericht sich als von seinem Bewußtsein begleitet vorstellt; daher der Verstorbene am Tage des Erwachens das Gefühl haben muß, als sei er eben erst eingeschlafen.

Nun zum Standpunkt des Zweiflers!

Wenn dieses Erwachen überhaupt nicht erfolgte? Wäre also dann etwa der Tod für ein Uebel zu halten?

Offenbar nicht. Ob der Todes schlaf des Gläubigen hundert Jahre oder hundert Millionen Jahre oder hundert Milliarden Jahre hindurch seiner Individualität verlustig bleibt und empfindungslos im Schoße der uranfänglichen Mutter Natur liegt, das bleibt für sein Lust- oder Unlustgefühl ohne Belang. Von dieser Epoche des Nichtseins kann er keine Erinnerung haben; und wenn er noch so wär aufwacht: immer muß das oben erwähnte Gefühl, erst eben entschlummert zu sein, Geltung behalten. Denn das neu belebte Gedächtniß kann doch nur an die letzten Momente vor dem Dahinscheiden anknüpfen; was dazwischen liegt, ist für die Wahrnehmung Null, und sei es an sich noch so riesig an Ausdehnung.

Rechnen wir nun an, der Todte erwache überhaupt nicht wieder, d. h. mathematisch geaprochen: der Zeitraum, der sich zwischen das Einschlafen und das Erwachen legt, sei nicht gleich einer bestimmten, wenn auch noch so gigantischen Zahl, sondern gleich „unendlich“ ($= \infty$).

Wäre das für den Todten ein Unglück? Augenscheinlich ebenso wenig, wie der vorher angenommene zeitlich begrenzte Schlaf.

Hab' ich nämlich eine Milliarde von Jahren im Todes schlaf gelegen, ohne diese Milliarde als ein Uebel empfunden zu haben, so läßt sich nicht absehen, weshalb mir die zweite, dritte oder fünzigtausendste Milliarde unangenehm werden soll.

Überhaupt: Zur Empfindung irgend welcher unerträglichen Lage gehört vor Allem ein empfindungsfähiges Subiect. Der Tod aber vernichtet dieses Subiect, und mit ihm alle Klagen über das, was zurückbleibt, über vergangenes Glück, und etwa noch zu genießende Freuden, die nun quasi versäumt werden.

Es gibt allen Ernstes Leute genug, die den Tod vorzugsweise deshalb als ein Uebel betrachten, weil er dem Verstorbenen die Genüsse des Lebens raubt! Sie begreifen nicht, wie das Entbehren eines Genusses lediglich dann als Unlust empfunden wird, wenn Begierde darunter vorhanden ist. Erlich diese Begierde, so wird ihr ehemaliger Gegenstand schon für den Lebenden wertlos.

Das glühend ersehnte Spielzeug, das den Knaben vor innerer Unrat nicht schlafen läßt, scheint dem Jüngling eben so lächerlich und entbehrlich, wie dem denkenden Manne die Wänderpiele zärtlich girrende Ober Primaner, oder dem Greise die leidenschaftlich erobernde Liebesglut des gereifteren Mannes, der um das Weib seiner Wahl kämpft.

Das erloschene Bewußtsein aber hat alle Entbehrungen, alle Schrift, alle Bedürfnisse ausgetilgt. Die Trauer, die uns bei dem Kontrast zwischen dem ewig schweigamen Tode ergreift, gilt nicht sowohl dem letzteren, der ja gar kein Mitleid herausfordert, sondern uns selbst und der tauchenden Lebenslust, die ihr Ende fürchtet, weil der Instinct fälschlicherweise voraussetzt, dies Ende werde in einem Aufhören der Predigtung, nicht aber gleichzeitig in dem Erlöschen des Wunsches und Wollens bestehen.

Wäre das Nichtsein, das der Instinct uns so grauenhaft, so entzückt malt, wirklich ein Uebel, so müßten wir genau so die Jahrtausende befragen, die vor unserer Geburt verstrichen sind, wie die Jahrtausende, die nach unserem Tode verstreichen werden.

Da aber, — aus leicht begreiflichen teleologischen Gründen, — unser Instinct kein Janus Kopf ist, der ebenso eifrig rückwärts wie vornwärts blickt, so läßt es uns vollständig gleichgültig, etwa die romantische Abenteurer-Periode des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mitgemacht oder die Blüthe des hellenischen Volkschuns versäumt zu haben, während wir bei dem Gedanken, das Jahr 2000 werde ohne uns in die Lände ziehen, ein Etwas fühlen, das, je nach der Verschiedenheit unseres Temperaments, ein flüchtiges Mißbehagen, ein nagender Druck oder ein heimliches Grauen ist.

Hier erkennt man sofort den Mangel an logischer Überlegung, der die Todesfurcht, wie die meisten Instincte, kennzeichnet. War das Nichtsein zu den Zeiten des Pericles und der Eroberung Amerika's kein Unglück für uns, weshalb sollte das künftige Nichtsein, das sich von jenem früheren absolut nicht unterscheiden wird, uns zu trüben Betrachtungen anregen?

Der Umstand, daß wir zwischen den beiden Epochen des Nichtseins eine Zeit lang gelebt haben, wäre doch nur in einem Falle von Belang: wenn nämlich das zweite Nichtsein, das auf die armelige Eintragsliegen-Existenz nachfolgt, etwas wie eine Erinnerung mit sich herumsleppt. Hervon aber ist natürlich nicht die Rede, denn mit dem Worte Nichtsein wird die Existenz eines erinnerungsfähigen Wesens deutlich verneint.

Es liegt bestreitlich, aber bei Vichte betrachtet und klar und ehrlich zusammengefaßt, stellt sich die Sache so: Unser Normal-Zustand ist das Nicht-Sein. Eine anfanglose Zeitreihe hindurch sind wir nicht gewesen; eine endlose Zeitreihe hindurch werden wir nicht sein. Zwischen diese beiden Unendlichkeiten tritt nun unter zeitlichem Dasein als momentane Abweichung von der Regel, als ein ganz exceptioneller Spezialfall, ja, mathematisch erwogen, als eine Größe, die ihrem Werthe nach identisch mit Null ist; denn jedes Endliche, mit der Unendlichkeit verglichen, schrumpft unendlich zusammen.

Wir sollten daher vor dem Nichtsein, als unserem Normal-Zustande, ebenjowenig zurücktreten, wie ein Spaziergänger, der gelegentlich für zwei Minuten die Grenze des städtischen Wegebildes überschritten hat, sich vor der Rückkehr auf das Gebiet seines Municipiums fürchtet.

Wir sind, — um wiederum einen paradox klingenden, aber sehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, — das Nicht-Sein von Urbeginn an gewöhnt; es ist uns trog seiner unabsehbaren Länge so trefflich bekommen, daß wir nicht die leisesten Nachwehen verspüren. Nun, so ist wohl auch die Vermuthung gestaltet, daß es uns künftig eben so trefflich bekommen werde.

Wir gleichen der sagenhaften Meerjungfrau, die alle zehntausend Jahre einmal für eine Sekunde lang das Haupt an's Licht der Sonne erheben durfte, um dann wieder in die Tiefe des Oceans hinunter zu tauchen. Bürden die alten Meergötter gelacht haben, wenn sich dies Jungfräulein hätte einreden wollen, die turze Sekunde über der Meeresschlüle sei ihre wirkliche und wahrsagende Existenz!

Diese Gleimnisse gehen alle natürlich nur von der empirischen Betrachtung des Lebens aus, nicht von der metaphysischen, derzu folge die Zeit, und mit ihr also die ganze Erscheinung des Individual-Lebens, nur eine Täuschung ist, eine Funktion unseres Intellectes.

Auch die Trennung von den theneren Angehörigen, die wir zurücklassen, ist nur ein Uebel für die allzubewegliche Phantasie des Lebendigen. Wir schauen voraus, unterstellen irrtümlicher Weise ein zukünftiges Web und leiden darunter. Ohne diese instinctive Thätigkeit der Einbildungskraft könnte von einem Trennungsschmerze, den der Sterbende fühlt, nicht die Rede sein. So lange er nämlich atmet, ist ja die Trennung noch nicht geschehen, und wenn er aufhört zu atmen, hört auch der Schmerz auf.

Freilich, wenn die Verstorbene Mutter aus der Tiefe des Grabes heraus ihr duldendes Kind erblickt, wenn ihr Bewußtsein mit der Thatache sich beschäftigen könnte, daß ihr Liebling unstillbare Sehnsucht nach ihr empfindet, ihre Liebe vermisst und üble Behandlung erfährt, dann freilich würde sie, wie der Volksmund sich ausdrückt, im Grabe keine Ruhe haben.

So aber ist das eingetreten, was die Hellenen mit ihrer tiefsinigen Sage vom Trunk aus den Flüthen der Leine bezeichnen: Alles Mitteil, das der Instinct für die Mutter empfindet, muß die gefundne Bernunft dem Kinde zuwenden.

Das Mittelalter, das die Schrecknisse des leiblichen Todes mit einer Art von grausiger Wollust ausmalte, giebt sich in manchen seiner Schöpfungen geradezu den Anschein, als glaube es, der Todte unter dem Hügel sei fast in der nämlichen Situation, wie ein lebendig Graben.

Ein Meister dieser eigenthümlichen Gattung ist das in engeren Kreisen bekannte angelsächsische Gedicht „Ode vās bold gebyld...“

Dieses sonderbare Poem beginnt mit einer scharfen Betonung des für den Lebens-Instinct so niederdrückenden Sachverhaltes, daß alle Wege hiedemden zu dem einen, unverrückbaren Ziele führen, — zum Grabe; ja, daß die Stätte, wo wir dereinst im Schoße der Erde ruhen sollen, vor unserer Geburt schon bestimmt war...

„Dir war ein Haus gebaut,
Eh' Du geboren wardst; —
Dir war ein Bett gemeint,
Eh' Dich die Mutter trug.

Roch ist die Tiefe nicht
Genau im Maß bestimmt;
Roch ist die Länge nicht
Am Boden abgesteckt.“

Nachdem der Poet so gleichsam als Unheils-Wahrzager in die harmlos naive Existenz des Peiters hineingestürmt ist, dämpft sich seine Stimme zu einem seltsamen Raunen ab. Etwas Gespenstisches, fast Diabolisches liegt in seinem Gebahren, wenn er nun weiter singt:

„Komm mit, ich bring' Dich hin,
Wo Du einst weinen sollst;
Komm mit, ich messe Dich
Und dann die Lagerstatt!“

„Rämlich,“ so denkt er im Stillen, „Du machst Dir gewiß noch allerlei Illusionen, Du thörichtes, übermüthiges, vom Zaice des Lebens umstrittes Menschenkind! Im Gewoge Deiner flohen Gemüthredigkeits stellt Du Dir den Tod nicht halb so entzückt vor, als er ist! Das will ich Dir aushalten.“

Es heißt also weiter:

„Dein stills Haus ist nicht
Gejimmert hoch und stolz;
Nein, niedrig, ohne Stanz
Nimmt es dereinst Dich auf.

Schmal ist des Hauses Gang,
Die Seitenstiege eng,
Und nahe ist das Dach
Dir an die Brust gebaut.

Dort wird Dein Wohnort sein
In kalter Winternacht,
In dunkler Einsamkeit,
In bangter Finsterniß.“

Den besten Beweis dafür, daß auch nach der christlichen Vorstellung der Aufenthalt in dem Grabe ein trauriger und vor Allem ein unermöglich lange andauernder ist, liefern die folgenden Verse:

„Das Haus hat keine Thür;
D. schrecklich ist sein Bau!
Dort bleibst Du allezeit:
Den Schlüssel nimmt der Tod.“

O. trostlos wohnt es sich
Im dumpfen Erdengrund!
Dort, Armer, weißt Du einst,
Und Würmer zeihen Dich.“

Man bemerkte hier, abgelehnt von dem sehr verständlichen „allezeit“, das klar ausgeprochene Mitteil, das auch in den Schlusversen unverkennbar zu Tage tritt:

„Dort wirst Du hingelegt,
Zerr Allem, was Du liebst,
Und keiner fragt Dich dort,
Wie Dir Dein Haus behagt.
In Deine stills Grust
Dringt nie ein Auge mehr,
Und gräßlich liegt Du da
Im kalten Kirchhofgrund.“

Wie anders nimmt sich neben diesem schwäbischen Wühlen in völlig unmotivirten Jammer-Empfindungen das Wort des wackeren Cicero aus, das also lautet:

„Ein Trost, wer an der Hand der Philosophie den Tod nicht verachtet gelernt hat! Denn es liegt klar zu Tage: entweder ist der Tod für uns etwas Gleichgütiges, wenn er nämlich unter Ich völlig vernichtet; oder gar etwas Wünschenswertes, wenn er unsere Seele in ein ewiges Leben einführt. Ein Drittes läßt sich nicht denken. Was also hab' ich zu fürchten, wenn ich nach dem Tode frei von jeglicher Unlust oder sogar fröhlig werde?“

Ebenso vornehm und faltblütig standen die Epicuräer dem Tode gegenüber. Ihr Meister, den man fälschlich für einen Prediger moch- und sinnoffen Lebensgenusses verschrien hat, sprach die lühne, aber logisch unaufsehbare These aus:

„Der Tod ist eine Sache, die uns nichts angeht. Er hat absolut keine Beziehung zu uns. So lange wir sind, ist er nicht; sobald er ist, sind wir nicht mehr.“

Kurz: die Todesfurcht erweist sich als ein vor dem Verstande in nichts zerstehender Bahn, als eine Kriegslist der Mutter Natur, die ihre Geschöpfe erhalten will und dieses Ziel nur dann zu erreichen vermag, wenn sie ihnen vermöge des gewaltigsten aller Instincte vorwiegt, das Aufhören der von ihr geforderten Existenz sei das Unglück an sich.

Rathsel verbeten.

Die Montenegriner.

Von M. Toticinano.



umitten der slavischen Stämme, die nach harten Kämpfen von den Türken unterdrückt wurden, ebt ein Volk seit seiner Constituierung in tatsächlicher Unabhängigkeit. In ihren schwarzen Gebrügen verschanzt, schlugen die Montenegriner die Angriffe der Türken selbst in der Blüthezeit der osmanischen Macht mutig zurück. Die Janitscharen, die ihre wilden Beutezüge bis unter die Mauern von Wien ausdehnten, suchten vergebens, das Bergvolk zu vernichten, denn selbst Kinder, Greise und Frauen eilten herbei, um mit heldenhüthiger Todesverachtung ihr Land zu schützen. Der Krieg gegen die Türken war bis vor Kurzem die tägliche Beschäftigung der Montenegriner; daher gilt es bei ihnen für ein Unglück, eines natürlichen Todes zu sterben. Die schwere Bekleidung ist der Zutus: „Ich lenne Dich und Deine Vorfahren; die sind alle in ihrem Bette gestorben!“

Die Begründung Montenegro's hat mit der Gründung Rom's viele Ähnlichkeit. Gleich den Erbauern Rom's errichteten die geschätzten Serben, die dem Blutbade von Kosovo entronnen waren, eine Freistadt. Die ersten Römer und die ersten Montenegriner, oder Czernogorzen, waren Räuber, deren Zahl durch das Hinzutreten von Verbannten und Flüchtlingen wuchs. Wie der entwöhnte Sklave in Rom eine Zuflucht suchte, so floh der von seinem Zwingherrn verfolgte Raja in's schwarze Gebirge, welches das sicherste Asyl für alle Geächteten der Balkan-Halbinsel war. Selbst Türken fanden hier eine Zuflucht und lämpsten dann an der Seite ihrer christlichen Brüder gegen die osmanische Macht.

Freilich erfreut sich die Aehnlichkeit zwischen den beiden Staats-Gesellschaften nur bis zu deren endgültiger Begründung; während Rom in kurzer Zeit ganz Italien und später fast die ganze, damals bekannte Welt beherrschte, ist das Reich der Czernogorzen auf ihre Berge beschränkt geblieben, weil sie nicht, wie die Römer, nur mächtige Gegner vor sich hatten, sondern auch einen harten Bedrücker, vor dem selbst große Staaten zitterten.

Man kann von Montenegro selbst heutzutage nicht behaupten, daß es ein Staatswesen nach orientalischen oder selbst nach slavischen Begriffen bilde; die Montenegriner sind vielmehr ein tapferer Insurgenten-Haufen. Sie leben in fortwährendem Kriege; daher sind auch ihre Gejeze streng und unnachlässlich, wie ein Kriegsgesetz. Wer der Staatsgewalt Widerstand leistet oder die Steuern verweigert, wird wie ein Landesverräther erschossen. Wer sich weigert, in den Krieg zu ziehen, wird für ehilos erklärt; es wird ihm eine Weiberstrafe umgebunden, und er darf zeitlebens keine Waffen mehr tragen.

Erst der große Vladita Peter I. gab dem Lande feste Gesetze und legte den Grundstein zum Aufbau des heutigen Montenegro, und sein Nachfolger Peter II. setzte die begonnene Arbeit mit Erfolg fort. Die öffentlichen Angelegenheiten werden in den allgemeinen Volks-Beratungen besprochen; der armste Bürger ist stimmberechtigt, und dreist darf er dem reichsten in's Gedicht sagen: „Was Dir beliebt, gefällt mir nicht.“ Und wenn er der Rechte mächtig ist, kann er seine Meinung selbst gegen die des Vladita durchsetzen.

Nirgends ist das Princip der Gleichheit so vollkommen ausgebildet, wie in Montenegro; selbst die Erfolge ist ausgehoben, aber das Bestehen der Familie wird dadurch nicht beeinträchtigt. Die Gütergemeinschaft unter den Mitgliedern einer und derselben Familie hat vielmehr zur Folge, daß sich die Verwandten näher an einander anschließen, und daß die Interessen der Einzelnen in denen der Gesamtheit aufgehen. Nicht selten zählt eine Familie dreihundert Mitglieder, die gleiche Rechte unter einander genießen, und die sich widerjorschlos dem Familien-Oberhaupt unterwerfen. Die ganze Familie rächt die Beleidigungen, die dem Einzelnen angeraten werden; deshalb nimmt die Blutrache einen außergewöhnlichen Platz unter den Pflichten der Gesamtheit gegen die Mitglieder ein. Dafür aber betrachtet es der Montenegriner als

ein Unglück, mit einem Landsmann in Streit zu gerathen, denn er ist von dem Bewohntsein durchdrungen, daß das Leben eines jeden Bürgers vor allen Dingen dem Staate gehört.

Dieser sucht aber auch die Würde eines jeden Bürgers zu schützen. „Ein Czernogorze, der einen seiner Mitbürger mit Händen tritt oder mit dem Tschibul schlägt,” sagt das Staats-Grundgesetz, „darf von dem Bekleideten sofort gejdet werden, ohne daß ihm dies höher angerechnet wird, als wenn er einen auf frischer That ergrappien Dieb gejdet hätte. Bekleidete seinen Sohn, so muß ihm der Bekleidete als Söhne fünfzig Ducaten zahlen. Läßt aber der Bekleidete auch nur eine Stunde vergehen, ehe er sich rächt, so wird er als vorsätzlicher Mörder bebandelt.“

Infolge der Gütergemeinschaft unter den Mitgliedern einer Familie giebt es keine Bettler in Montenegro. Tritt, was nur zu häufig geschieht, eine Hungersnoth ein, so wenden sich die Darbenden leid an die Reichen und verlangen von ihnen Brod oder Geld gegen das Versprechen, dasselbe zu einem festgesetzten Termine zurückzuzahlen; in den seltsamsten Fällen verpfänden die Nothleidenden ihre Waffen.

Die Sitten der Frauen tragen deutlich das Gepräge des gesellschaftlichen Zustandes, in dem sie leben. Sie sind die steten Gefährinnen der Krieger, und ihre erstaunliche Thatkraft wissen die Männer wohl zu bemühen, indem diese ihnen die schwersten Arbeiten ausbürden. Mit ungeheuren Lasten beladen, schreiten die Montenegrinerinnen leichtes Fußes an steilen Abgründen dahin, und oft drehen sie dabei die Spindel und plaudern unter einander, wie wenn sie die schwere Bürde auf dem Rücken gar nicht spürten. Aber trotz ihrer gedrungenen Lage ist die Frau nicht das Spielzeug des Mannes; sie ist in ihrer Würde unvergleichbar. Wehe dem Manne, der es wagt, eine Frau zu fränen!

Der Montenegriner ist der Freigieß unter den Südslaven. Da er vom öffentlichen Leben und den nimmer endenden Kriegsjägen fortwährend in Anspruch genommen ist, kümmert er sich wenig um das Himmelreich. Die montenegrinischen Klöster sind die ärmsten auf der Balkan-Halbinsel; während bei den stammverwandten Serben Derjenige als Reyer verabschieden ist, der nicht wenigstens einmal jährlich communicirt, überwiegt bei den Czernogorzen die Zahl derer, die nie zum Abendmahl gehen, diejenige der eifrigsten Christen. Es wäre jedoch Unrecht, zu behaupten, daß die Bewohner der schwarzen Berge die heiligen Gebräuche verachten; wenn sie sich mancher religiösen Gebräuche enthalten, so geschieht dies nur, weil sie gehorachte Söhne ihrer Kirche sind, die jedem, dessen Herz von Hass erfüllt ist, die Sacramente versagt und ihm eine öffentliche Buße auferlegt, sobald der Hass beschwichtigt ist.

Die Hauptfeiern der Montenegriner, wie überhaupt der Südslaven, sind Weihnachten und Ostern. Am Weihnachts-Abend versieht sich jede Familie mit einem ungefährten Brode, Tischessnuhs genannt. Den heiligen Abend verbringt die Gemeinde in der Kirche, und wenn der Pope im Allerheiligsten während der Liturgie die feierlichen Worte anruft: „Friede Gottes, Christus ist geboren.“ erwidert die Gemeinde jubelnd: „Wahrlich, er ist geboren!“ Dann umarmt Einer den Anderen, der Feind sucht seinen Feind auf, umarmt ihn und gibt ihm den Frieden Gottes. Zu Hause umarmen sich die Familien-Mitglieder nochmals und begeben sich dann zu Tische, indem Jeder ein brennendes Licht in der Hand hält.

Das Osterfest beginnt gleichfalls um Mitternacht, nachdem der Pope aus dem Allerheiligsten herausgerufen hat: „Christus ist auferstanden!“ worauf die Gemeinde erwidert: „Wahrlich, er ist auferstanden!“ Mit brennenden Kerzen bewegt sich die Prozession um die Kirche herum, und wie zu Weihnachten, erfolgen dann brüderliche Umarmungen. Die Anaphora (geweihtes Brod) wird unter die Gemeinde vertheilt, und die Bekannten laden sich gegenseitig zur Verpefung des Osterlaumes ein, das keine, auch noch so arme Familie zu opfern erwartet. Am Oster-Montag und Dienstag begiebt man sich auf den Kirchhof; es werden Kerzen oder Lampen auf den Gräbern angezündet, und der Tag vergeht unter Gebeten für die Toten. Heirathen und Verbrüderungen werden ebenfalls während des Kirchhof-Besuches beschlossen. Gleich einem Ehebunde werden die Verbrüderungen von dem Pope auf dem Kirchhof eingegliedert. Die Verbündeten sind vor Gott und der Welt verpflichtet, sich gegenseitig in allen Lebenslagen beizustehen.

Wie das Staats-Grundgesetz jedem Fremden ohne Ausnahme eine Freistatt gewährt, so ist auch der Montenegriner gastfreundlich und aufrichtig. Die Familien-Angehörigen streiten sich um die Ehre, den Gast bedienen zu dürfen; der Ehrenplatz am Ofen kommt dem Fremden zu, während der Hausherr selbst den Kaffee, harte Eier, Castradina (geräucherter Fleisch) auf das niedrige Tischchen stellt. Beim Abschiede verlangt der Gastfreund statt aller Vergütung nur einen Schuß, eine Abschieds-Salve, welche bezeugen soll, daß der Fremde mit der Gastfreundschaft zufrieden gewesen.

Die Montenegriner haben noch die alte barbarische Sitte beibehalten, die Köpfe ihrer Feinde auf Lanzen aufzupießen. Für jeden Türkentopf erhält der Junta (Tapfere) ein Ehrenzeichen. Die alten Volkslieder gedenken oft der Tschelenlas, silberner Federn, die an der Kopfbedeckung der Krieger flattern, und deren Zahl die Anzahl der Feinde angibt, die der Träger erschlagen hat. Aber der Czernogorze ist ebenso klug, wie tapfer. Im Grunde genommen, ist der Montenegriner gutmütig; ohne in Aufregung oder Zorn zu gerathen, hört er die Sticheleien seiner Nachbarn an und bleibt seine Erwiderung schuldig. Mit Beharrlichkeit geht er auf sein Ziel los und sucht dasselbe auf jede nur mögliche Art zu erreichen. Die Ackerbauer unter dem kriegerischen Stamm ringen unverdrossen dem felsigen Boden die lärgliche Ernte ab. Er schallt aber die Kriegs-Trompete, so lassen sie Blut und Senfe liegen und eilen herbei, um für ihre unwirthliche Felsen-Heimat zu kämpfen. Selbst die Geistlichen ziehen mit in den Krieg; da ihnen aber die Religion verbietet, Menschenblut zu vergießen, so feuern sie die Kämpfer an und schlagen im Handgemenge die Feinde zu Boden. Mit einem Schlag den Gegner niederschmettern, heißt bei ihnen nicht Blutvergießen.

Den Handwerk ist der Montenegriner weniger hold, und wenn er sich sein Wirtschafts-Geräthe selbst herstellt und sogar kunstvolle Tabaksdosen fertigt, so thut er dies mehr seines Vergnügens, als des Gewinnes wegen. Vor Allem liebt er die Jagd und den Fischfang, worauf er sich ebenso gut versteht, als auf das Abzügeln von Türkentöpfen.

Der Czernogorze steht in hohem Ansehen bei den übrigen Slaven-Stämmen, die in ihm den Helden des Hochlandes bewundern, wie etwa die Castillier, welche die Mauren siegreich bekämpften, von den spanischen Volksstämmen verehrt wurden. Recht statlich nimmt sich der Montenegriner in seiner Stru

einem über die Schulter gehängten zottelhaarigen Mantel, in der Spanke, einer leichten, elastischen Sandale, die sich vorzüglich beim Bergsteigen bewährt, aus. Eine weichwollene Bluse, welche Hals und Brust offen läßt und über ein kurzes Kleid herabfällt, und der rothe, mit einem dicken Tuche umwundene Kopf, der dem türkischen Turban ähnlich sieht, vervollständigen die Tracht.

So kriegerisch auch das Volk ist, so hat es doch Sinn für Poetie; seine Piesmen (historische Volkslieder) sind bildreich und wohllingend, und wenn sie auch meist nur die Heldenthaten des Volkes bestingen, so fehlt ihnen doch nicht jene poetische Schönheit, die sie von der chronistischen Erzählung zur Ballade erhebt und auch dem Fremden Interesse einflößt. Aber wenige Völker können sich auch einer so thatenreichen Geschichte rühmen.

Die tapferen Krieger, die ihr Leben aus dem Blutbade auf dem Schlachtfelde gerettet, schliefen unter Auführung Schachmutter Iwo's in die Felsenwüste und sahnen von hier aus den Kampf gegen die Türken fort. Mohamed II. erobt 1450 eine schreckliche Niederlage, und alle seine Anstrengungen, Herr der Geächteten in den schwarzen Bergen zu werden, scheiterten an dem Muthe der todesverachtenden Krieger. Als der furchtbare Mohamed alle seine Streitkräfte aufbot, um sich das schwarze Gebirge zu unterwerfen, traten die Krieger zu einer großen Versammlung zusammen und erklärten einstimmig, daß Jeder, der ohne ausdrücklichen Befehl den ihm zur Vertheidigung angewiesenen Posten verließe, seines Waffenstuhles beraubt und mit Weiberkleidern angezettelt, den Frauen überliefern werden sollte, die ihn mit Noden und Spindel ausrästen und zum allgemeinen Gespött durch das Land führen sollten. Die Scheu vor einer solchen Schmach machte unter den freien Männern jeden Verrat unmöglich; Czernogora erstaunte, und weithin er schoß der Ruhm des montenegrinischen Volkes.

Das mächtige Venetien fand in seinen Kämpfen gegen den Halbmond einen werthvollen Verbündeten in Montenegro, und Mocerigo, der Doge der venezianischen Republik, gab Iwo's Sohn, Stanischa, seine Tochter zur Frau. Eine Piesma singt darüber: „Der Czernojevitsch Iwo schreibt an den Dogen des großen Venetien: Bernummo, o Doge, daß mir daheim der schönste Nellenstock blühet, wie Dir die schönste der Rosen. Darum laß uns die Rose mit dem Nellenstock vereinen!“ Auf des Dogen freundliche Erwiderung begiebt sich Iwo nach Venetien und wird für seinen Sohn mit Erfolg. „Der Doge drückt ihm freundlich die Hand und reicht ihm den goldenen Apfel.“ Bei den Südl-Slaven ist der Apfel das Symbol der Schönheit und der Ehe.

Bis 1713 standen die Montenegriner allein im Kampfe gegen die allmächtige Türkei; die übrigen Slaven der Balkan-Halbinsel und auch die Griechen trugen das schwere Koch, denn die Lage ihrer Provinzen war für die Vertheidigung nicht so günstig, als die Montenegriner's. Aber selbst dem Aufrufe Peter's des Großen im genannten Jahre leisteten nur die Montenegriner Folge; sie allein erhoben die Waffen, um mit dem „Russischen Czar“ den Halbmond zu bekämpfen. Seitdem wurden die Verbindungen zwischen den Russen und den Czernogorzen enger geknüpft. So oft die Hungersnoth in dem felsigen Hochlande wütete, brachten russische Schiffe aus Odessa Getreide für die Nothleidenden. Gladitz Peter I. von Montenegro ermahnte sein Volk in seinem Testamente, nie undankbar gegen Russland zu sein, und bis zum heutigen Tage ist es dieser Weisung getreu nachgekommen.

Nachdruck verboten.

Das letzte Geleit.

Von Heinrich Seidel.

Die Begebenheit, welche ich hier erzählen will, hat sich in Berlin wirklich zugetragen.

Eine kleine Gesellschaft von Künstlern und Architekten hatte, durch wechselnde Gespräche vielfach angeregt, weit über die Mittwochsstunde hinanz in einem kleinen Weinhaus beisammen gesessen. Der Angesehteste unter ihnen, ein Baumeister, welchen ich Humbert nennen will, ein Mann von Geist und Empfindung und auf vielerlei Gebieten zu Hause, gehörte zu jener immer seltener werdenden Classe von Architekten, welche mehr Künstler als Geschäftsmänner sind. Die Gabe der Rede stand ihm in hohem Grade zu Gebote, und durch anregende Einfälle wußte er immer wieder das Gespräch zu beleben, sodaß schließlich, als die Gesellschaft aufbrach, die Stunde nicht mehr eine späte, sondern eine frühe zu nennen war. In die heitere und angeregte Stimmung, mit welcher die Freunde in die warme Mainacht hinaustraten, paßte sehr wenig der finstere Anblick eines Leichenwagens, welcher, von sechs schwarzhässlichen Trägern begleitet, langsam auf der menschenleeren Straße dahergumpelt kam. Verwundert darüber, daß man zu so ungewöhnlicher Stunde jemanden zu Grabe brachte, und seltsam berührt durch den Gegenzug des eigenen schwümmenden Lebens zu der finsternen Feierlichkeit des Todes, standen die jungen Männer eine Weile und ließen das düstere Gefähr herannahen. Humbert redete den einen der Träger an und erfuhr, daß man einen Selbstmörder in dieser stillen Stunde, um Aufsehen zu vermeiden, zu Grabe brächte. Wie so oft in seinem Leben, einem plötzlichen Antriebe auf der Stelle folgend, wandte sich Humbert leise, aber eindringlich fragend an seine Genossen: „Soll dieser Unglücksliche seine letzte Fahrt ohne Geleit machen?“ Und hingerissen von der Wirkung des Augenblicks, schlossen sich Alle stillschweigend und paarweise dem einsamen Leichenwagen als Gefolge an. Die Träger sahen sich anfangs wohl bedenklich um; doch als sie die feierliche Stille und Gemessenheit dieses unerwarteten und seltsamen Trauergelotes bemerkten, ließen sie die jungen Männer gewähren.

Es war gerade jener kurze Zeitraum eingetreten, in welchem selbst eine so große Stadt, wie Berlin, wirklich zu schlafen scheint und die wenigen Menschen auf den Straßen sich in leiste Nachtwärmer und erste Frühhausschreiter eintheilen, wo nur zuweilen ein einzamer Schritt durch die Straßen hallt. Der kleine Zug ging langsam die Straßen entlang und bog dann zur Seite ab, wo die Bäume eines großen Parkes ihre düsteren Zweige über die Männer stredeten und sich finster abhoben von dem nächtlichen Himmel, den die leise anbrechende Dämmerung bereits heller färbte.

Endlich hielt der Wagen vor dem Kirchhofe; die Träger schroten den Sarg herab, und während ein Todengräber mit der Laterne voranging, begab sich der kleine Zug in das

finstere Schweigen der Gräber. Hier war es ganz still, und man hörte nur die tactmäßigen Schritte der Träger, das sanfte Klirren der Laterne und das leise Knirschen der Sarggriffe. Zuweilen fiel das Licht der Laterne auf ein helles Kreuz oder eine schimmernde Marmor-Figur, die sogleich wieder in den schwarzen Schatten der Eppressen versank. Dann wendete der Zug sich zur Seite, bis an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofes das harrende Grab erreicht war. Die Freunde nahmen schweigend um den Hügel der ausgeworfene Erde ihren Stand, während der Sarg hinabgelassen ward, und schon ergriß der Todengräber den Spaten, um sein Werk zu beginnen, als er durch eine abwehrende Handbewegung Humbert's unterbrochen ward und das blinrende Silanzeichen des Todes wieder sinken ließ. Als der junge Baumeister seinen Hut abnahm, folgten die Uebrigen seinem Beispiel, und nun sprach er folgende Worte:

„Meine lieben Freunde und Genossen! Wir haben hier einem Manne das lezte Geleit gegeben, den wir nicht kennen, und welchen vielleicht keiner von uns in seinem Leben je gesehen hat. Wir waren nicht zu solchem Zwecke zusammengekommen, sondern hatten uns am gestrigen Abend vereinigt als froh in's Leben schauende Männer, um in heiterer Rede und Gegenrede fröhlicher Geselligkeit zu pflegen. Wir haben uns unterhalten von unsern geringen Thaten und von unseren hochsiegenden Plänen, von kleinen Erfolgen und großen Hoffnungen. Wir alle sind Männer, die nicht sehndend zurückblieben in den Mondseebäumen der Vergangenheit, wo die selige Insel der Kindheit liegt, — nein, mit festem Fuße stehen wir im klaren Sonnenlichte der Gegenwart, und frohen Muthes denken wir, die Zukunft uns zu unterwerfen. Wir sind Männer voller Hoffnungen und voller Entwürfe, wir sind erfüllt von ihnen, wie die leuchtenden Blüthen überdeckt hat. In solcher Stimmung und also freudigen Muthes traten wir hinaus, als uns dieser stills Wandler begegnet auf seiner letzten Fahrt, als eine Mahnung, welche lautet: Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? In tauend Blüthen steht der Apfelbaum, aber wie wenige wird der Herbst als reife Früchte sehen!“

Überflug der jungen Kräfte
Bei des Lebens holden Drang,
Vollgefühl gesunder Säfte
Schafft der Jugend Überschwang.

Wollt Ihr darnach schon bemessen,
Wie die Frucht geräth am Ziel,
Ach, so wollet nicht vergessen:
Wurm und Sturm vernichten viel!

Wir dürfen überzeugt sein, daß einst auch Hoffnungen und Entwürfe das Herz dieses stillen Mannes bewogenen. Was sie aber zerstört hat, das wissen wir nicht, ob es ein Wurm war, welcher in seinem Innern nagte, ob der Sturm widergerüttelte Umstände sie hinweggerissen, — wir wissen nur, daß er den Sprung in den gewissen Tod vorgezogen hat einem zweifelhaften Leben voller Dual. Es steht uns nicht an, ihn zu verdammnen, denn wir kennen nicht die Größe der Lust, welche ihn erdrückt hat; wir sind nicht berufen, ihn zu richten, denn nur Gott weiß die Stärke seiner Schuld, — aber wohl geziemt es uns, ihn zu bemitleiden, denn was er auch war, das Eine ist sicher: er war ein Unglüdlicher. Der Mann stand wohl einsam hier im Leben, denn weder ein Verwandter, noch ein Freund hat ihn auf seiner letzten Fahrt geleitet. Da wir nun, meine lieben Genossen, einem augenblicklichen Antriebe folgend, diese Pflicht übernommen haben, so fordere ich Euch auf, diesem einamen Todten die letzte Ehre zu erweisen, ihm eine Hand voll Erde nachzuwerfen in sein Grab und mit mir den Wunsch ihm nachzurufen: „Schlafe in Frieden!“

Der Todengräber, welcher, zwischen Verwunderung über dieses ungewöhnliche Ereignis und zwischen Zweifeln über die Zulässigkeit dieser Handlung schwankend, erst beim Schlusse der kurzen Rede recht zur Bestimmung kam, reichte unwillkürlich, dem Triebe der Gewohnheit seines Gewerbes folgend, den gefüllten Spaten dar, und Alle waren in feierlichem Schweigen drei Hände voll Erde auf den dumpf tönen Sarg hinab. Dann, dem Beispiel ihres Auführers folgend, standen sie, den Hut vor dem Gesichte, eine Weile lautlos da.

Unterdeßen war es heller geworden, eine sanfte graue Dämmerung war rings verbreitet, und ein Athemzug des Morgens rauschte durch das junge Frühlingsgrün. Über dem Häusermeer der unendlichen Stadt stand das Morgenrot und hatte in dem blauen Himmel einige goldene Wölkchen angezündet; fern vom Felde her flang das Tireliere einer frühzeitigen Lerche, welche aufgestiegen war, um die Sonne als die erste zu begrüßen.

Die Freunde bedekten ihr Haupt, drückten im Vorübergehen Humbert schweigend die Hand und lehnten, ohne viel zu reden, in die Stadt zurück. Bald wurde das Häuslein immer kleiner, denn Einer nach dem Anderen verlor sich mit stillem Gruße in eine Seitenstraße und wanderte nachdenklich der Gegend zu, wo er zu Hause war.

Nachdruck verboten.

Kunstgewerbliches.

Der Spiegel. — Das Auge ist bekanntlich der Spiegel der Seele. Man könnte noch eine Reihe von Dingen anführen, die sich zu den Spiegeln mit mehr oder weniger Glück in Beziehung bringen lassen. Man könnte etwa sagen: Des Menschen Antlitz ist der Spiegel seines Gesichtes. Im Entel spiegelt sich der Ahn. Oder auch: Die fernste Vergangenheit giebt Spiegelbilder ferner Zukunft. Oder endlich: Es gibt Dinge auf Erden, welche die Hölle spiegeln? Wir führen diese Sachen nur an, um zu zeigen, daß der Spiegel einer von jenen Gegenständen unseres Hausrathes ist, die manigfache Beziehungen zum Leben des Menschen haben. Es ist etwas Eigenes um den Spiegel. Seinem ganzen Wesen nach eine Täuschung, ist er doch ein treuer Berater. Ihn schuf sich schon die Natur im unendlichen Ocean und in unzähligen meereweiten, wie winzigen Wasserflächen, in der blinkenden Fläche des Kristalls und in den am Wüstenfaule schwankenden Dünsten, aus welchen die märchenhaften Bilder der Zaata Morgana leuchten. Und die Menschen suchten im Spiegel seit Jahrtausenden sich selbst zu erkennen; freilich



Erlaubte Zeichner. Von W. Grenzel. — Siehe Seite 34

nur von außen. Der Seelenspiegel fehlt noch; denn das Auge ist eben doch recht klein, und man muß sehr genau und sehr oft hineinschauen, um die Seele zu verstehen, die es spiegeln soll.

Das klingt Alles wohl nicht recht kunstgewerblich. Aber die Symbolik einer Sache ist von Bedeutung für die künstlerische Gestaltung, die man ihr verleiht, und für den Platz, welchen man ihr einräumt.

Und der Spiegel verlangt Verücksichtigung bei der Einrichtung unseres Hauses. In einem Schlafzimmer und in einem Toiletten-Zimmer ist er unumgänglich; erwünscht aber auch in einem Wohnzimmer und im Salon; entbehrlich eigentlich nur in einem Esszimmer, einer Bibliothek und — in der Küche. Ein elegantes Haus trägt ihn schon im Flur oder gar schon auf der Treppe zur Schau.

Das erste Anfordern des Spiegels wäre nun eigentlich, daß möglichst schöne Leute hineinschauen. Aber darüber ist man nur in sehr unvollkommen Weise Herr. Die Fragen, welche sich hinsichtlich des Spiegels ergeben, sind also andere.

Da ist zuerst die Frage, welche Form der Spiegel haben soll. Es gibt ja bekanntlich ovale und vierseitige Spiegel. Der ovale Spiegel passt eigentlich nur zu Möbeln im Barock oder im Rococo-Stil; er ist auch nicht wohl denkbar ohne einen reich ornamentirten Goldrahmen. Überhaupt ist der Goldrahmen für den Spiegel viel nothwendiger, als für Bilder, welche weit leichter einen dunklen Rahmen ertragen, häufig sogar wünschenswerth erscheinen lassen. Ein Spiegel mit einem dunklen Holzrahmen dagegen kann leicht etwas düsteres, sogar Unheimliches gewinnen, weil er von manchen Seiten gejährt, eine dunkle Fläche zeigt. Und diese dunkle Fläche, zusammen mit dem dunklen Rahmen, muß geradezu abschreckend wirken. Dagegen mag ein Holzrahmen genehmigt werden, wenn auf dem dunklen Holze vergoldetes Ornament, namentlich in den Ecken, sich zeigt.

Der Spiegel gestattet sonst weit mehr Freiheit bezüglich seiner Umrahmung, als das Staffelei-Bild. Jene Plüschrahmen zum Beispiel, mit oder ohne ausgelegte Goldverzierungen, welche wir an Staffelei-Bildern zum mindesten als waghalsige Länderei des Geschmackes bezeichnen müssen, verzeihen wir an einem Spiegel recht gern, insbesondere, wenn derselbe in einem Damenzimmer hängt. Nur sollten dann neben dem Plüschrahmen nicht andere Rahmen hängen, wie ja überhaupt der Spiegel nicht zwischen Bildern vaht. Soll ihm ein künstlerischer Schnitt zur Seite gestellt werden, so darf derselbe nur in plastischen Kunstwerken bestehen. Bilder neben dem Spiegel schaden ihm und sich selbst.

Man sieht in neuerer Zeit nicht selten die Ede eines Spiegels, wohl gar seine halbe Fläche mit in Oelfarbe gemalten Blumen verziert. Das ist geradezu eine Verirrung des Geschmackes. Wir wissen zwar, daß selbst wirkliche Künstlerhände, nicht blos Dilettanten-Finger, sich zu solchen Kunstsüdchen hergegeben haben. Wenn man aber die Eigenhümer dieser Künstlerhände auf ihr Gewissen fragt, ob sie diese Kunstsüdchen für berechtigt halten, werden sie wohl ausdrücklich oder stillschweigend zugeben, daß sie lieber auf Leinwand gemalt hätten, als auf Glas, und daß es ihnen mehr um einen Bezug, um eine flüchtige Laune zu thun war, oder daß es sich um eine Bestellung handelte. Es ist ja nicht die Bestimmung des Spiegels, etwas Gemaltes zu zeigen, sondern Wirkliches zu spiegeln.

Der Platz für den Spiegel ist in solchen Zimmern, wo sich ein Kamin befindet, immer über dem Kamin. Wo ein solcher fehlt, muß dem Spiegel jener Platz gegeben werden, der das vollste Licht auf die vor dem Spiegel stehende Person fallen läßt. Also wenn möglich zwischen den Fenstern; aber ja nicht an der den Fenstern gegenüberliegenden Wand. Einen Spiegel dergestalt aufzuhängen, daß er mehr breit als hoch ist, wäre ein grober Verstoß gegen seine Bestimmung; man sieht dies aber nicht selten; namentlich finden sich in Salons häufig breite Spiegel über den Sofas. Schön ist dergleichen niemals, verzeihlich nur dann, wo man eben lange Spiegel und zu niedrige Zimmer hat, um jene der Höhe nach aufzuhängen.

Hängt ein hoher Spiegel an einer breiten Wandfläche, so darf er an derselben nicht allein gelassen werden, sondern muß unbedingt plastischen Wandbaldachin an die Seite erhalten. Der Spiegel ist ja auch danbar dafür; denn er gibt, wenn man schräg nach seiner Fläche sieht, das Bild seiner Nachbarschaft zurück. Hängt er über einem Spiegeltischchen, so ist es hübsch, auf dasselbe plastische Kleinigkeiten zu stellen, die dann ihre Härlichkeit im Spiegel sehen lassen. Solche Spiegeltischchen sind bei Spiegeln, welche nicht etwa bis auf den Boden herabreichen, sogar unabkömlich. Bedürfnis; nicht allein wegen des mannigfachen Bildes, welches die darauf befindlichen Gegenstände darbietet, sondern auch deshalb, weil der Spiegeltisch den Gedanken an die Schwere des Spiegels und an die Gefahr seines Herabfalls behagt. Besonders schwere Spiegel stellt man auch nicht mit Unrecht geradezu auf den Kaminims oder auf den Pfeilertisch, damit sie nicht blos an einem Nagel hängen, sondern auch von unten her unterstützt sind.

Wo man keine Statuetten hat, um sie an den Wänden neben dem Spiegel anzubringen, mögen wohl Consolen mit Blumenvasen eingemessen deren Stelle vertreten. Es ist sogar für den Spiegelrahmen, falls er nicht sehr reich ornamentirt ist, ganz gut, wenn seine gerade Linie stellweise durch eine Plastische durchschnitten wird. Einem solchen einfachen Spiegelrahmen steht es auch hübsch, wenn man an seinem oberen Rande zwischen ihm und der Wand einen Strauß von vergoldeten Blättern, Halmen und Farnfränen anbringt, — eine Decoration, welche eine einigermaßen geschickte Frauenhand mit ganz geringem Aufwande herstellen kann. Nur müssen die Blätter an beiden Seiten vergoldet und gut arrangiert werden, sobald sie als eine vollständige Krönung des Spiegelrahmens erscheinen.

Wir können diese Gedanken über den Spiegel nicht abschließen, ohne uns noch ein wenig in seine Symbolik zu vertiefen. Es ist doch etwas ganz Eigenes um ein lebloses Ding, welches uns unser Abbild mit so vollendetem Treue zeigt, wie ein guter Spiegel. Sinnige Gemüther haben diese Eigenart des Spiegels von jeher verstanden und wissen, daß aus dem Spiegel nicht allein das Antlitz des Menschen schaut, der vor ihm steht, sondern dunkel und schattenhaft auch andere Menschen und Ereignisse, welche mit den lebendigen gespiegelten Erscheinung und ihren Geschehen in irgend einem Zusammenhange stehen. Wenn der Blick, der in den Spiegel schaut, Schnucht ausdrückt, mag wohl auch der Gegenstand dieser Schnucht flüchtig über die Spiegelfläche gleiten, und ein böses Gewissen vor dem Spiegel kann leicht drohendes Gesicht hinter sich erbliden; ebenso wie möglicher Eitelkeit das neiderweckende Bild einer strahlenden, jugendlichen Schönheit, als die eigene ist, im Spiegel erscheint. Das Märchen kennt diese wunderbare

Eigenschaft des Spiegels. Es gibt der Gattin, deren geliebter Mann in die Ferne gezogen ist, einen Spiegel, welcher sich trübt, sobald der weit Entfernte untreu wird oder stirbt. Es läßt Schneewittchens böser Stiefmutter das Bild der schöneren Stieftochter im Spiegel erscheinen. Und wer um die Mittelnachtstunde, mit einem Lichte in der Hand, sich zwischen zwei Spiegel stellt, der sieht in einer unendlich lange Reihe von Zimmern und in jedem Zimmer sich selbst; im leichten Zimmer aber seinen Schatz oder, — nach einer unheimlicheren Variation der Sage, — den Teufel. Sei es wie es sei, Eines zeigt der Spiegel uns immer: die Jahre, und wohl auch die erlebten Geschicke, die über unser Haupt hingegangen sind.

Max Haushofer.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Erlaubte Zuschauer. Siehe das Bild von A. Brendel Seite 340. — War das ein Schreien, den die unschuldigen Schafe unter den badenden Damen verursacht haben! Ahnunglos überließen sich die Schönen ihrem harmlosen Vergnügen in den Wellen der See, als plötzlich die indiscreten Thiere ihre blödende Stimme erschallen ließen . . . Ein halberstöckiger Schrei . . . ein Angstruf . . . dann ein fröhliches Lachen! . . . Gott sei Dank, es war kein loser Filz, der seine Kunstfertigkeit in der Nachahmung tierischer Laute benötigte, um die Badenden in ihrer Ruhe zu stören. Ein strenger Uras verbietet zwar in dem idyllischen Erholungsland dem starken Geschlecht, sich in die Nähe des für die Damenkulte bestimmten Badeplatzes zu wagen, und die Verordnung würde auch gewiß allgemein respektirt werden, wenn es keine Schelme gäbe. Diese sind aber häufiger zu finden, als man glaubt, und die Discretion gehört bekanntlich nicht zu den Eigentümlichkeiten Derjenigen, denen der Schaf im Raden sitzt, im Gegenteil, es hat für sie einen unwiderstehlichen Reiz, ein noch so gewichtiges Verbot zu übertreten, wenn sie damit jemandem einen Schabernack anhaben können. Nun, diesmal hatte kein solcher Völkewicht seine Hand im Spiele; die gutmütigen Schafe dürfen ihre Neugier in vollstem Maße befriedigen, — sie sind erlaubte Zuschauer.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 215. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Frau in Wintertracht aus Montafon, Vorarlberg. Von J. Malloth. — Das Kostüm stellt die Montafunerin dar, wie sie sich als reifere Jungfrau oder als Frau an Festtagen kleidet. Als charakteristisch sind die mächtige Pelzlappe und der sogenannte „Schlupfen“ oder Muff aus Fuchspelz zu nennen. Letzterer zeichnet sich bei den wohlhabenderen Frauen durch ungewöhnlich große Dimensionen aus. Um den Hals schlingt sich das seidene Halstuch, während die Vorderseite des Rockes bis zum unteren Saume völlig von dem großen, häufig seidigen Schurz verdeckt wird. Die Schuhe unserer Montafunerin zeigen noch silberne Schnallen, die „Schuhringen“, welche jetzt seltener getragen werden.



Berlin. — Die japanische Prinzessin Komatsu, Gemahlin des seit mehreren Monaten in Berlin weilenden Prinzen Komatsu no Miya, Sohnes des Mikado von Japan, widmet besondere Interesse dem deutschen Schulwesen, namentlich den höheren Töchterdalen und den Fortbildungs-Instituten. Nachdem sie schon die Einrichtungen mehrerer solcher Anstalten kennen gelernt, stattete sie jüngst auch dem Heimathshaus für Töchter höherer Stände einen längeren Besuch ab. Unter Vermittelung der mit ihr erschienenen Hofdame, Yoshitane Samonjiha, und des Legations-Sekretärs der japanischen Gesandtschaft, Grafen Anenoski, welche beide der deutschen Sprache vollkommen mächtig und mit den deutschen Geschäftsinhalten vertraut sind, nahm die Prinzessin von der Organisation der Anstalt genaue Kenntniß, besichtigte die Wohnräume des Pensionates, wie die wirtschaftlichen Einrichtungen, und wohnte längere Zeit dem Unterricht in dem mit dem Institute verbundenen Fachschulen bei. Allen Einrichtungen der Anstalt zeigte die Prinzessin ihren lebhaftesten Beifall.

— Hermine von Preußen, die bekannte Malerin, hat das Malheum gebaut, daß ein von ihr für die akademische Ausstellung bestimmtes großes Gemälde, „Mors imperator“, von der Jury zurückgewiesen worden ist. — Der Gegenstand des Bildes ist folgender: Der Tod als Weltbeherrscher im Königssorn, den Fuß auf die Weltkugel stützend, stürzt einen Thron um; davor eine Krone, zerissene Lorbeerzweige, entblätterte Rosen, welche darauf hinweisen, daß Alles eitel ist: Macht, Ruhm und Liebe. Das Ganze spielt in einer Renaissance-Halle unter einem Baldachin auf den Thronstufen. Die Farben sind eine brillante Scala von Roth, Gold und Blau, bei grüner Marmor-Architektur. Es bedarf nicht des Hinweises, daß die Künstlerin in dem Throne stürzenden Tode nicht die revolutionären Räthe zu feiern gedachte; dennoch aber scheint die Jury an dem Gegenstande Anstoß genommen zu haben.

Koblenz. — Die Kaiserin Augusta, welche wieder ihren Sommer-Aufenthalt in Koblenz genommen, machte dieser Tage, in Begleitung des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, einen Ausflug nach Lüdel-Koburg, wo bei Marienhilf eine Zigeunerbande ihr Lager aufgeschlagen hatte. Die Kaiserin ließ den Häuptling der etwa vierzig Köpfe starken Bande zu sich rufen, sprach ein paar Worte mit ihm und beschonte ihn mit einem Goldstück. Die anderen Zigeuner wurden mit Silbergeld bedacht, welches unter sie geworfen wurde. Die aufgestellten Zigeunertente halten vollauf zu thun, die brauenen Gesellen von den kaiserlichen Wagen fernzuhalten.

Hamburg. — Die Höglings des hiesigen Lehrerinnen-Seminars, welche einen Ausflug nach Friedrichruhe unternahmen, hatten die Freude, bei dieser Gelegenheit dem Fürsten Bismarck zu begegnen. Während die jungen Damen sich durch den herrlichen Wald bei der Lumühle zerstreuten, trafen einige von ihnen den lustwandelnden Fürsten, der sich sogleich mit ihnen in eine Unterredung einließ. Bald hatten sich sämtliche junge Mädchen nebst ihren Lehrern um den Kanzler versammelt, erbaten und erhielten die Erlaubnis zum Vortrag eines Liedes. In seinem freundlichen Tante hob der Fürst hervor, daß er schon oft Vor-

träge entgegen genommen habe, niemals aber von einer solchen Menge junger Damen.

Leipzig. — Eugenie John-Mariett, die jüngst verstorbene Dichterin, hatte eigentlich nur einem Zufall jene Berühmtheit zu verdanken, welche sie durch ihre enge Verbindung mit der „Gartenlaube“ erwarb. Eugenie John bezog, wie bereits neulich erwähnt, von der Fürstin von Schwarzburg, deren Gesellschafterin und Vorleserin sie früher gewesen war, eine kleine Pension, deren sie indessen verlustig ging, nachdem ihre Gönnin ihr Vermögen zum großen Theile verloren hatte. In bitterer Noth griff Eugenie zur Feder und sendete durch Vermittelung ihres Bruders, des jetzigen Oberlehrers Alfred John, zwei Erzählungen, „Die zwölf Apostel“ und „Schulmeisters Marie“ an die „Gartenlaube“, in deren Redaktion indessen beide Arbeiten nur eine lücke Aufnahme fanden. Bereits waren die Manuskripte wieder eingepackt und der Begleitbrief schon geschrieben, in welchem die Beiträge als nicht über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehend bezeichnet wurden, als Ernst Keil, der Verleger und Chef-Redacteur des Blattes, erfuhr, daß die Verfasserin in Thüringen lebe und eine Erzählung auch dort ihren Schauplatz habe. Keil nun hatte für Alles, was aus Thüringen stamme, eine große Vorliebe; er löste sofort wieder die Siegel des Paketes, begann die Manuskripte zu lesen, und wohl vertraut mit dem Geschmack seines Publikums, erkannte er schnell, welchen Werth die Arbeiten für sein Blatt haben könnten. Die Manuskripte wurden acceptirt, und damit war der Grund zur literarischen Berühmtheit von „E. Mariett“ gelegt.

Wien. — Die Kronprinzessin Stephanie von Österreich stattete von Traunsee aus der Stadt Eger einen Besuch ab, um den ihr zu Ehren veranstalteten Festzug in Augenschein zu nehmen. Zweihundert Mädchen der Nonnenchule freuten sich zierlichen Körbchen der hohen Frau Blumen auf den Weg. Großartet wurde der Festzug durch fünfzig Radfahrer, welchen neun bewitterte Herold in altdötscher Tracht, mit Standarten und den Abzeichen der Stadt, folgten. Hieran schlossen sich die Schülern-Corps, die verschiedenen Vereine und Künste der Stadt. Den zweiten Theil des Zuges eröffnete ein Banderium Egerer Bauern; diesen folgte ein drächtiges Egerländer Hochzeitszug mit dem sogenannten „Plundertwagen“, mit vier Ochsen bespannt, umgeben von den Brauereien, den Kranzjungfern, der obligaten Dudelsack-Musik und den Hochzeitsgästen, alle in der Egerländer Bauseptracht. Vor dem Theater hielt der Zug, und zwei Frauen aus demselben erbaten sich die Gnade, der Kronprinzessin ein Körbchen mit frischen Blumen und Egerländer Kuchen und ein Butterbrotchen zu überreichen. Der Hochzeitszug erregte das lebhafte Wohlgefallen der Kronprinzessin.

Budapest. — Der Erzherzog Joseph von Österreich wurde an seinem Namenstage von seiner Gemahlin, der Erzherzogin Clotilde, mit einer prachtvollen volksfeindlichen Fähre übertragen, die als Galafahne für die Alcsuthier Feuerwehr, deren Kommandant der populäre Erzherzog ist, dienen soll. Das Fest der Fähnrichweihe gedachte die Alcsuthier Feuerwehr mit besonderer Feierlichkeit zu begehen.

Paris. — Die von Mozart eigenhändig geschriebene Partitur zum „Don Juan“ befindet sich im Besitz der Madame Viardot-Garcia, der berühmten Gesangslehrerin. Dieselbe beabsichtigt, am 29. October d. J., gelegentlich der hundertjährigen Jubiläe des Werkes, im Hoyer der großen Oper die Partitur öffentlich auszustellen.

— Nach den amtlichen Ermittlungen des Justiz-Ministeriums wurden seit Geltung des Ehescheidungs-Gesetzes, Mitte 1884, bis Ende 1885 in Frankreich 6490 Ehescheidungs-Alagen erhoben.

London. — Die Kaiserin Elisabeth von Österreich weilt in dem Seebade Cromer in der Grafschaft Norfolk, an der nordöstlichen Küste von England. Cromer ist, obwohl unter dem großen Publikum nicht bekannt, einer der schönsten Badeorte an der ganzen englischen Küste. In fruchtbare Gegend gelegen, ist es umgeben von waldbedeckten Hügeln, zu welchen viele herrliche Spazier- und Fahrwege führen; es ist auf hohen, in das Meer vorspringenden Felsen gebaut, von wo man die Sonne aus dem Meere aufstauen und in's Meer versinken sieht; der Wellenschlag ist ausgezeichnet, der Hafen, weil ungefähr von Schiffen, sehr frisch. Das Volk ist noch primitiv: es löst den Badegästen ihre Kluft und geizt nicht nach ihrem Gelde. Wer sich nun von dem großstädtischen Leben ermüdet fühlt, kann sich keinen angenehmeren, ruhigeren Winkel wünschen, als Cromer. Das dürfte sich freilich nun ändern, nachdem der Ort durch den Besuch der Kaiserin „fashionable“ geworden ist. — Auf ihrer Durchreise durch Hamburg stattete die hoge Frau der hochbetagten Schwester Heinrich-Heine's, Frau Charlotte Emden, einen Besuch ab. Mit größtem Interesse unterhielt sich die Kaiserin über die neueste Heine-Literatur und nahm die im Besitz der Frau Emden befindlichen Heine-Reliquien, Briefe, Manuskripte und Portraits, in Augenschein.

— Die jugendliche Prinzessin Helene von Orleans, Tochter des Grafen und der Gräfin von Paris, soll sich mit dem Prinzen Dom Pedro von Brasilien verlobt haben. Der Bräutigam ist der älteste, 1866 geborene Sohn des Prinzen August von Sachsen-Coburg und seiner 1871 verstorbenen Gemahlin Leopoldine, Tochter des Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien. Die vier Söhne dieser Ehe führen, obwohl väterlicherseits deutscher Abkunft, den Titel Prinzen von Brasilien. Das Verlöbnis soll bei der letzten Anwesenheit des brasilianischen Kronprinzen-Paares in Europa angeregt worden sein. Die brasilianische Kronprinzessin Isabella ist bekanntlich mit einem Prinzen von Orleans, dem Grafen Ludwig von Gu, verheiratet.

— Die Königin Kapiolani von Hawaii hat, noch ehe sie ihre Anleihe-Pläne zu Gunsten der erschöpften Klasse ihres Herrn Gemahls verwirklichen konnte, England wieder verlassen, um in ihre Heimat zurückzukehren, wo ernste Nützlichkeiten das Königthum der Sandwich-Inseln bedrohen. Während ihres Aufenthaltes in London bereitete die Dame, die einen sehr hohen Begriff von ihrer königlichen Würde hat, den Höfbeamten viele Verdrießlichkeiten. Voll Eifersucht wachte sie darüber, daß ihr die gleichen Ehren erwiesen würden, wie den anderen gesuchten Händlern, und kreuzte so die Anordnungen der Beamten, welche die chokoladenfarbene Majestät nicht als voll taxiren wollten, oftmals in empfindlicher Weise. Besondere Schwierigkeiten machte es, bei der Gala-Tafel im Buckingham-Palast der Königin einen ihren Ansprüchen genügenden Tischnachbar zu beschaffen. Der König der Belgier, welcher als Beherrisher des Congo-Staates doch an den dunklen Erdtheil gewohnt sein sollte, lehnte trocken die Ehre ab, die Königin Kapiolani zu Tische zu führen; ebenso ein deutscher Fürst, den man nun mit ihrer Gesellschaft bedenken wollte. So opferte sich denn der Herzog von Edinburgh, dem es mithin zu danken ist, daß die Beziehungen zwischen Hawaii und Großbritannien noch immer freundschaftlich sind. Ein draftisches Problème ihrer ursprünglichen Sitten gab die Königin Kapiolani der ihr

zugetriebenen Kammerfrau. Da diese mit der Frisur ihrer Maestät nicht recht zu Stande kommen konnte, versteckte Legere ihr eine so mächtige Ohrfeige, daß die getroffene Wange hoch anschwellt. Nicht einmal zu einer Entschuldigung ließ sich die erzürnte Dame herbei, wie sie überhaupt die Entrüstung der gesammten Hof-Dienerlichkeit dadurch erweckte, daß sie auch nicht einen Farthing Trinkgeld zahlt.

Madrid. — Die Königin-Regentin Marie Christine unternimmt demnächst mit ihren Kindern eine Reise in die baskischen Provinzen. Um nun dem kleinen König eine Überraschung zu bereiten, läßt die Bahn-Direction für denselben einen eigenen Spielwagen, als Anhang des Salonwagens der Königin, herstellen. In der Mitte des Waggons werden Turngeräthe und eine Schaukel angebracht. An Spielzeug und Puppen in allen Größen fehlt es nicht, und in einer Ecke ist ein sandbestreutes Exerciesfeld für große Bleisoldaten hergerichtet. Das Allerschönste aber ist ein großer Bücherschrank, der mit den herrlichsten „unzerstörbaren“ Bilderbüchern angefüllt wird.

Portugal. — Die Königin Maria Pia von Portugal betreibt als Liebhaberei die Kunst des Porzellans-Malens und -Brennens. Sie lernte dieselbe, als sie im vorigen Jahre ihre Sommer-Billeggiatur in Caldas da Rainha nahm, das eine alte und berühmte Fabrik keramischer Erzeugnisse besitzt. Seitdem soll die Königin es in dieser Kunst zu einer Fertigkeit gebracht haben, die weit über den landläufigen Dilettantismus hinausgeht.

Newyork. — Eine der größten Verlagsbuchhandlungen in den Vereinigten Staaten wird durch Mistress Frank Leslie geleitet. Ihr vor etwa sechs Jahren verstorbener Gatte war der Begründer mehrerer illustrierter Wochen-Journale und verschiedener Monatschriften. Dieselben hatten wohl Erfolg, aber Mr. Leslie hatte seine Unternehmungen nicht mit ausreichendem eigenen Kapital begonnen, und als er die Augen schloß, hinterließ er seine Unternehmungen mit beträchtlichen Schulden belastet. Diese nun wußte seine Witwe, die dreißig Jahre weniger zählte, als der Verbliebene, durch die Tüchtigkeit ihrer Geschäftsführung binnen kurzem abzutragen, und gegenwärtig gehört sie zu den reichsten Frauen Newyorks.

Bombay. — In der Stadt Katmandu, der Residenz des Königreiches Nepal, feierten die Beliebten Brahma's im Juni ein ebenso glänzendes wie außergewöhnliches Fest. Der Anlaß war folgender: Vor einiger Zeit war die älteste Tochter der Königin-Regentin erkrankt, und als die Prinzessin schon unrettbar verloren schien, gelobte die Königin, falls ihr Kind genesen sollte, die vornehmsten Götter der Hauptstadt mit neuen Kostümen zu beschenken und ihrer auch sonst nicht zu vergeßen. Die Prinzessin genes, und die Königin ersüßte getreuherzt ihr Gelübde. Am 18. Juni Mittags trugen vierzig Priester eben so viele Götter in das königliche Palais, wo die Fürstin den „Himmlichen“ eigenhändig neue Seidenkleider anlegte und jedem noch als Extra-Honorar ein Beutelschen mit Gold um den Hals hängte. Nach dieser Ceremonie wurde den Priestern, damit auch sie nicht leer ausgehen, ein reiches Bantett gegeben.

Shangai. — Die bevorstehende Vermählung des jungen Kaisers von China, Swangu, ist nun offiziell angekündigt worden. Der jugendliche Herrscher hat sich, unter Beziehung der Kaiserin-Regentin, eine Dame ausgewählt, welche er für würdig hält, die Gemahlin des Souveräns des Reiches der Mitte zu werden. Die Ceremonie soll von außordentlichen Festlichkeiten begleitet werden, deren Kosten man auf zwanzig Millionen Mark berechnet.

Zutritt zu dem Harem des Khedive von Ägypten zu erlangen, ist für eine Europäerin nicht so schwer, als gemeinhin geglaubt wird. Das mag freilich hauptsächlich seinen Grund darin haben, daß der Khedive keinen eigentlichen Harem besitzt, sondern sich mit einer Gemahlin begnügt, welcher der Trost der Dienstinnen und Sklavinnen nur als Staffage dient. Eine Dame nun, welche mit einer Freundin der Khedivie einen Besuch abstattete, zu der Zeit, als dieselbe gerade mit ihrem Hostia in Alexandrien weilte, entwirft hieron in der „Neuen Freien Presse“ eine fesselnde Schilderung, der wir das Folgende entnehmen. Am Thore des Frauenhauses wurden die Besucherinnen von einer Schar schwarzer Eunuchen in europäischem Saloon-Anzuge in Empfang genommen und in einen kreisförmigen Hof geführt, von dem man in einen großen Saal gelangt. Durch die breite, offenstehende Thür fällt der Blick auf eine Anzahl von Sklavinnen, die bis zur Mitte des Saales Spalier bilden. Sie sind prachtvoll in silbergestickten Atlas gekleidet; über die bis an die Knöchel reichenden, baufähigen Beinsleider fällt ein taftartiges, um die Mitte gegürtes Überkleid mit weiten Kermeln hinab, ein kleiner Fetz mit silberdurchwirktem Schleier dient als Kopfschmuck. Jede der Sklavinnen hält in den Händen ein Musik-Instrument, ein Tambourin, einen Triangel, eine Flöte oder eine kleine Trommel. Jeden Gast, der ihre Reihen durchschreitet, begrüßen sie mit ihrem lärmenden Spiele. Unter allen den Sklavinnen befindet sich aber nicht ein hübsches Gesicht, nicht eine graziöse Gestalt, sondern es sind lauter verblühte Frauen; man er sieht daraus, daß die Khedivie, — eine Richtie des verstorbenen Sultans Abdul Aziz, — wohl darauf bedacht ist, aus ihrer Nähe etwaige Rivalinnen fern zu halten.

Nachdem die Besucherinnen eine Weile in dem erwähnten Saale gewartet hatten, kam die Meldung, daß die Khedivie sich anschicke, den Empfangs-Salon zu betreten, und man begab sich nun nach diesem, eine Treppe höher gelegenen, kreisrunden Raum, der nach allen Seiten hohe Fenster hat. Nach der Sonnenseite wehren Rouleaux das Licht ab, aber die hohen Fenster dem Meere zu sind weit geöffnet und bieten die prachtvollste Aussicht. Rund an den Wänden laufen rothseidene Divans hin; nur hier und da steht ein kleines Sofha, vor dem sich ein vergoldeter Tisch und mehrere Tabourets befinden. Ein großer Kristall-Lustre hängt von der Decke herab und spiegelt sich in dem glänzenden Parkett. Trost des geringen Ameublements macht der große Saal nicht den Eindruck des Kahlen; die Verhältnisse sind ja schön, Decke und Wand-Decoration so übereinstimmend und geschmackvoll, — und dann der prachtvolle Blick durch die hohe Fensterwand auf das Meer!

Als unsere beiden Damen den Saal betrat, war derselbe noch ganz leer; nur von einem Tabouret erhob sich eine Dame, die „grande maîtresse“ der Khedivie. Die Dame ist Russin, nicht mehr jung, aber eine sehr distinguierte Erscheinung. Nach langer Zeit füllte sich der Saal mit Damen aus aller Herren Vändern, vor Allem Engländerinnen, in ihren typischen weißen Glanelli-Leidern und großen, gelben Schuhen; Levantinerinnen in hellen Seidenkleidern, schmuckbehangen, wie wunderwürdige Madonnen; einige wirtliche „grandes dames“ in einfachen Toiletten, die ihren unerreichten Chic in der bunten Umgebung doppelt

fühlbar machten. Nun betrat ein paar Sklavinnen den Saal und blieben an der Thür stehen, durch welche die Biscéngin ganz allein eintrat, um sich, freundlich nach allen Seiten grüßend, zu einem Sofha am obersten Ende des Saales zu geben. Hier wurden ihr die Damen einzeln vorgestellt und zum Handkuss zugelassen, wobei die Levantinerinnen niederknieten. Die Khedivie ist noch jung, etwa vier- bis sechzehnjährig Jahre alt, und hat ein reizend liebenswürdiges Gesicht; die ganze Erscheinung wäre bezaubernd, wenn die Dame nicht eben Orientalin und deshalb für europäische Begriffe nicht schon zu wohlbelebt wäre. Sie hat dunkle, große Augen mit langen, dichten Wimpern, einen blendend schönen Teint und einen lieblichen kleinen Mund mit herrlichen Zähnen, wenn sie lacht, — und sie sieht das im Laufe des Gesprächs oft und ungezwungen, — ist ihr Gesicht reizend, schelmisch und unschuldsvoll. Ihre Toilette bestand in einem weißen Surahkleide, dessen lange Schleppe und Borderbahnen reiche Duchesse-Spitzen bedekten, die durch Zweige von Brillanten gesäumt waren. Hals und Arme leuchteten von Brillanten, ebenso die kleinen, dicken Händchen; über dem dünnen, modern frisierten Haare selbst befanden sich zu Voluten gewundene Schnüre aus diesen Steinen, und doch machte die Toilette nicht den Eindruck des Überladenens. An der linken Seite des herz förmig ausgeschwungenen Kleides befand sich ein Strauß aus frischen Orangenblüthen und weißen Rosen und darunter das Bild des Khedive, strahlensfähig von Brillanten umgeben. Auf dem kleinen Tischchen vor der Biscéngin stand ihre goldene Tabatiere, mit dem Namenszuge Abdul Aziz in Brillanten, dessen Griff bei jeder noch so leisen Bewegung glitt und blitze.

Die Unterhaltung, welche die Khedivie mit unseren beiden Damen aufnahm, bot nicht eben Interessantes, und so erzählten wir nur, daß die Fürstin liebend, doch mit einem eigenthümlich harten Accente, Französisch spricht. Während des Empfangs reichten Sklavinnen Kaffee in kleinen Tassen von feinstem, fast durchsichtigen Porzellan, die sich in zierlichen, von Brillanten überzäten Gestellen befanden. Zigaretten wurden, wie das sonst in den Harem der orientalischen Großen üblich ist, nicht gereicht. Immer neue Damen kamen und gingen, und immer mit derselben Anmut erhob sich die Biscéngin, um die Hand zum Kusse zu bieten. In dem Moment, als auch die deutschen Besucherinnen sich entfernen wollten, betraten die Musstantinnen aus der Halle den Saal, und eine von ihnen stellte sich in die Mitte, um zur Musik zu tanzen. „La Monche“ heißt der merkwürdige Tanz, der darin besteht, daß die Tänzerin das Summen der Fliege nachahmt und sich dabei den Anschein giebt, die Fliegen fangen zu wollen; in kleinen Schritten, sich kaum vom Flece rührend, bewegt die Tänzerin die Flüße und sucht an allen Stellen ihres Körpers, mit den sonderbarsten Verrenkungen der Glieder, nach der Fliege.

Als sich die deutschen Damen von der Khedivie verabschiedeten, forderte dieselbe sie auf, ihre Namen in ein in der Empfangshalle ausgelegtes Buch einzuschreiben; ihren Gesamtbuchhalte es, wenn sie ihm beim Diner das Buch zu lesen gebe. Die Damen fanden natürlich diesem Wunsche nach und ließen sich unten von einer Sklavine das Buch reichen. Zum Schreiben befreiten sie sich einer goldenen, mit einem großen Solitär versehenden Feder, die sie in ein mit Brillanten überladenes Tintenfaß tauchten. Eine andere Sklavine fedenzte einen goldenen Pot, dessen Inhalt freilich die Europäerinnen mit Schaudern erfüllte; es war eine widerige, mandelmilchartige Flüssigkeit, auf der reichlich Zimmet obenauf schwamm; es gehörte viel Selbstüberwindung dazu, daß Ganze zu bewältigen. Dann wurde noch ein Handtuch mit breiter Goldstickerei gereicht, Finger und Lippen daran zu trocknen, und die Damen schritten wieder durch die Reihen der Gunnichen nach ihrem Wagen.

Die Mode

Rückdruck auch im Einzelnen verboten.



Unsre Fenster, geschlossene Vorhänge, niedergefallene Weiter-Rouleaux reden eine deutliche Sprache: „Wir sind nicht zu Hause.“ Die Hauptstadt befindet sich auf der Wanderschaft. Pessimisten behaupten auch, in der Zeit der großen Diebstähle. Die Korblechter und Sattler haben in den letzten Wochen die besten Geschäfte gemacht. Wollen wir den Inhalt der vielen Koffer und Körbe, das Erzeugnis langer, mühevoller Arbeit fleißiger Hände, bewundern, dann müssen wir selbst unser Ränzel schüren und dem Schwarm in die Lungen-Bader der Berge und Flußländer oder an den Meeresstrand folgen. Schnell also in das Reise-Kleid geklüft, den Mantel übergeworfen, der, aus imprägniertem Mohair, gegen Staub und Stegen zugleich schützt, das mit schottischer Bandchleiste garnierte Filzhütchen aufgelegt, Krimstecher und Tasche umgehängt, und nun hinaus in Gottes schöne Natur!

Wie lächelnd die reine Lust unsre Stirn umschmeichelt; wie beruhigend sie auf die vom Getriebe der Großstadt überreizten Nerven wirkt! Doch ich habe ja meinen ungeduldigen Leserinnen einen Moden-Bericht versprochen; also auf zum Kurhause, dem Sammelplatze der eleganten Welt an Concert-Tagen!

Welch Gewoge, welcher Farben-Reichtum! Alle Töne der Palette kaleidoskopisch durch einander gemengt, ohne das beruhigende Schwarz, das in früheren Jahren einen so angenehm abdämpfenden Hintergrund bildete; jetzt dominieren Weiß und Roth.

Weiß und Roth selbständige oder als Grundton für Gelb und Gold. Damit aber dem allzu lebhaften Bilde auch einige Schattenlöse nicht fehlen, hat sich die Mode wieder das Grau zu ihrem Liebling erwählt, und zwar sowohl das reine Mausgrau in allen seinen Abstufungen, als auch das Blaugrau bis zum bleu électrique.

Eine Reihe von Jahren hindurch hatten selbst die Sommer-Toiletten der Jugend einen gewissen ernsten Charakter. Das lag in den gedämpften Farben und schweren oder schwer erscheinenden Stoffen, denn auch Perkal und Zephyr suchten Muster und Eigenart der Woll-Gewebe nachzuahmen. Heute ist Alles Glanz und Duft, ein Gewoge von Musselin, Gaze, Spitzen und schillernden Bändern.

Nichts Schöneres, als diese mit Blumen oder gestickten Plein-Figuren überzäten Musseline; erfolgreich beginnen sie, die weniger lebhaft wirkenden Spitzen-Gewebe zu verdrängen, dagegen aber mehr denn je die Valenciennes-Spitze zu ihrer Ausstattung heranzuziehen. Den Schleifenrand vervollständ-

igt eine zweimal um die Taille geschlungene, vorn oder seitwärts lose eingeknüpfte Schärpe aus weicher Seide oder aus breiter, mit Metallfäden durchwirktter Litze. Crêpe de Chine in allen zarten Tönen, mit schwarzen Chantilly-Spitzen zusammenge stellt, beginnt auf den Réunions, welche an lühnen Abenden die Gesellschaft vereinigen, eine Rolle zu spielen. Die tanzende Jugend trägt aber auch hier ihren Musselin mit frischen Blumen; lästlich sollte der gute Geschmac von Sommerfesten stets verbannen.

Für den lässigen Seestrand bildet der in seiner Art ebenso zarte, in gleichem Muster-Reichtum vorrathige Mousseline de laine geeigneten Crêpe.

Die Hütte, welche beim Tanz nur gleichsam ein Hauch sind, lehnen im Freien mehr und mehr zu ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Schützen gegen Sonne und Wind, zurück. Wir sehen häufig die Wippe, deren breiter Rand die Augen beschattet, während er hinten zierlich ein- oder aufgebogen, wohl auch ganz aufgeschlagen, einen Theil der auf dem niedrigen Kopfe ruhenden Garnitur aus Blumen, Band und Spitzen trägt.

Schon jetzt haben sich die Federn — ich meine die echten, und unter ihnen besonders die den ganzen Hutkopf umschließenden — so viel Terrain erobert, daß sie voraussichtlich zum Herbst alles weitere Ausstattungs-Material in den Hintergrund drängen werden. Eine Neuheit zu den großen Hüten sind darüber gehorsene, das ganze Gesicht verhüllende Schleier, die am Hinterteil zur Schleife gebunden werden.

Leise macht sich eine Veränderung in den Rocklinien unserer Mode-Damen bemerkbar. Die Kleiderröcke werden vorn wieder schmäler und seitwärts mehr anliegend, ohne hinten an Fülle der Draperie einzuhüben, ein Zeichen, daß das immer von Neuem austauschende Gespenst der Crinoline eben — Gespenst bleiben wird. Je schlichter und einfacher die in schönen, ungebrochenen Falten herabsiehende Draperie, desto reicher die Ausstattung der Taille. Demzufolge verschwindet allmälig die hierfür wenig geeignete Schleppen-Form, um der Zaden-Taille Platz zu machen, welche Gelegenheit giebt zur Entfaltung luxuriöser Weben, Jadows und Chemises, während sich für die einfache Schottaille ohne Mühe eine reiche Garnitur unter den unzähligen duftigen Füchsen findet, zu welchen Gaze, Tüll oder Seide, Spitzenstoff und kostbare Bänder ihren Tribut liefern.

Zum Herbst droht eine Sturmflut von Soutache-Stickereien jeden Genres für Paletots, Mantels und Tailles; schon jetzt bilden dieselben, in Stahl ausgeführt, vereinzelt an Hüten und Umhüllungen.

Sehr empfehlenswerthe Sommer-Unterröcke sind die waibaren aus Bastfeide. Die weisen Mignon-Talente nach Baste zeigen in einer Ede, ziemlich nahe dem farbigen Landen-Rande, ein mit letzterem übereinstimmendes, aufgesetztes Schildchen mit weiß gesticktem Namen.

8. J.

Die Mode sucht aus ihren Schätzkästen die malerischen Kostüme vergangener Epochen hervor, um die farbenfrohe Gegenwart aufs Neue damit zu schmücken. Das Kostüm aus der Zeit Ludwigs XIII. kann heute sehr wohl als Gesellschafts-Toilette dienen. Es besteht aus Grün in Grün geblümtem, mit Gold durchwirkttem Lampas und hellrosa Haube, welche leichter als Tablier mit Gold-Cantille und kleinen Granaten gestickt ist. Die Taille wird über einem rosa Chemist durch Goldschnüre, der geschlitzte Armel über gleichen Putzen durch Perl-Agroffen zusammengehalten. Brusttuch aus Tüll, mit Gold durchzogen.

Ein praktisches Kleid für den Landaufenthalt muß ohne Garnitur sein, da man mit solcher jeden Augenblick Gefahr läuft, an Bush und Strand hängen zu bleiben; deshalb empfehlen sich die Zephrysstoffe mit gedruckten Bildchen für den genannten Zweck. Sie bedürfen keiner weiteren Garnitur, und die Magd kann, wie unser Bild zeigt, bei aller Einfachheit dennoch sehr zierlich sein.

Eine Gesellschafts-Coiffure aus verschiedenen nuancirten Blättern, mit einigen grünen

Ahnen als Abschluß, entspricht ganz und gar dem Geschmac des Tages und verleiht namentlich brünetten Gesichtern einen picante Reiz. Von dem Diadem schlingt sich eine Guirlande derselben Blätter durch das Haar und wird mit einem kleinen Bouquet im Nacken befestigt. (Von J. Leuchtmann, W. Leipzig Str. 82.)

Sehr bequem und angenehm zu tragen ist ein neuer Anstandsrock aus einfarbigem oder gestreiftem Jersey-Stoffe. Die rothen und blauen Modelle, mit feinen weißen Streifen und dreimal schmäler Gold- oder Silberstreife um den Saum, bieten einen äußerst zierlichen Anblick dar.

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

*

Des hohen Stehkragens überdrüssig, versucht die Mode, dem Halse wieder mehr Freiheit zu verschaffen. Als kleidsamste Umrüstung derselben tritt uns ein breites, feines Plissé aus farbigem Seidenkrepp, vornehmlich in den Farben Gelb, Rosa und Blauhilla, entgegen. Dasselbe ist an ein Unterröckchen aus Muslin gesetzt und kann jeder beliebigen Taille untergebunden werden.

Freundinnen der Wald-Mosaik werden sich für eine neue, für Reise- und Hütte bestimmte Garnitur interessieren. Der große, schützende Binsenhut ist mit einem Shawl aus gelblichem Congress-Canevas garniert, von dem sich dunkle Mützen wirkungsvoll abheben. Und woraus bestehen diese Mützen? Aus einzelnen, möglichst unsichtbar aufgesetzten Schuppen eines recht großen Zapsens der Edeltanne, welche entweder in ganz gleichmäßiger oder in abgestufter Größe auszuwählen sind. (Bemerkung: H. Krausse, W. Hirtzschler, 79.)

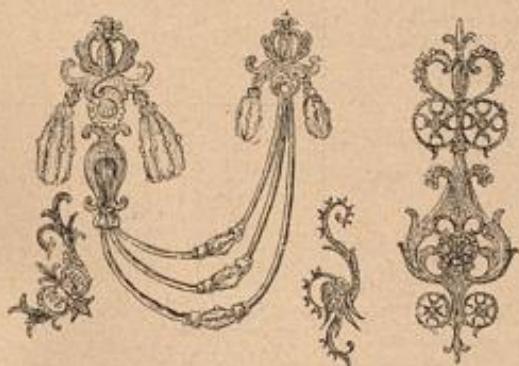
Gürtel aus Band oder Stoff, mit und ohne Schleife, erfreuen sich so allgemeiner Gunst, daß man sie nicht nur zu den beliebten Blusen und blusenartigen Tailles anlegt, sondern auch das rund ausgeschneidene Überkleid der duftigen Gesellschafts-Toilette, sowie das gefaltete Chemiset der einfachen Jachten-Taille damit zusammenhält.

Einen hervorragenden Rang unter den Besätzen der Herbst- und Winter-Toiletten dieses Jahres scheint der in jeder Breite und Stärke vorhandene Soutache, auch in Verbindung mit Häselarbeit einzunehmen zu wollen. Viele unserer Leserinnen werden diese reich wirkende Bekleidungs-Art gewiß mit Freuden begrüßen, da sie ihrem Geschmack und ihrer Geschicklichkeit ein unbegrenztes Feld der Gestaltung eröffnet.

Es scheint, als ob im Herbst die Gummimäntel durch große Leibröde, welche das Kleid ganz bedecken und Regen- und Staumantel zugleich sind, verdrängt werden sollen. Die neuen Tücher für diese Art Mäntel sind außerordentlich schmiegend, leicht und warm. Was die Form betrifft, so schließen sie bei faltenreichem Rock und losen Vorderseiten im Rücken sehr eng an. Die weiten Pelerinen-Kernele lassen indessen den Armen vollkommenen Spielraum.

Der kurze, bis zur Nase reichende Halbschleier scheint seine so lange behauptete Herrlichkeit verlieren zu sollen. Um modern und elegant gekleidet zu sein, muß man jetzt den aus feinstem Seidentüll bestehenden Schleier das Gesicht bis zum Kinn verhüllen lassen.

Zu den Herbstjäckchen aus seinem Tuche taucht als jüngste Neuheit eine prächtige, höchst graziöse Passementerie-Garnitur aus braunlichem Stahl und mattem Golde auf. Das



größere der beiden, durch Schnüre verbundenen Motive erhält keinen Platz vorne neben der Naht unter dem Arm, das kleinere am Halsauschnitt. Derselben Schmuck werden auch die großen Wagenmäntel erhalten. Die anderen Verzierungen sind ebenfalls zu Confection Stücken bestimmt. Die größte derselben kann sowohl in der Länge, wie in der Quere verwendet werden, dient aber meist als Rückenverzierung, während die kleinen, in schwarzer Passementerie ohne Perlen hergestellten Stücke vorgezogenweise an helleren Jacken die Ecken des Kragens, den Schoß und den Knopfslaf garnieren.

Auch die Luxus-Hunde haben ihre Moden, die sich ziemlich genau nach denen ihrer Herrinnen richten. Ein großes Pariser Magazin für Hunde-Artikel liefert als neuestes Genre einen Gummia-Mantel mit apartem Capuchon für sehr schlechtes Wetter. Diese Mäntel empfehlen sich namentlich für langhaarige Hunde, die, damit bekleidet, stets rein und trocken sind. Der



zweite Mantel ist vielmehr eine Staub-Decke für die Reise und besteht aus roth carriter Leinwand. In die kleine, durch einen Knopf zu schließende Tasche steckt man das Fahr-Billet des Thieres.



Gewänder des Engels erscheinen und das Bettchen umhüllen. Aus Chenille hergestellte Mohrleben- und Vergilbtheimlich-Guirlanden befestigen die Draperien an den Seiten. Die Gardine, gleichfalls aus rosa Crepe, ist mit einer breiten Valencienne-Spitze umsäumt und über einer feinen, weißen Musselin-Gardine aufgenommen, die rings um das Bettchen zugezogen werden kann. Eine breite Spitze umgibt Boden und Rand desselben. Schleifen aus schwerem rosa Taffetband.



Brief-mappe

Rodruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Kirsch-Liqueur. — Wie fabrikt man wohl schmeckenden Liqueur? Clara.

Verfaserete Seidenrestchen. — Wer kann mir eine Spinnerei angeben, in welcher verfaserete Seidenrestchen zu Strickgarn verarbeitet werden?

Antworten.

Zwei interessante Freilandpflanzen. — Pflanzen von großer Eigentümlichkeit sind Dictamnus ruber und D. albus (rother und weißer Dptam.) Diese besitzen die merkwürdige Eigenschaft, daß sie entzündet werden können, ohne den geringsten Schaden zu erleiden. Sie sind des Abends von starrem, betäubendem Geruch und scheiden besonders bei heissem, trockenem Wetter ein ätherisches Öl aus, welches zum Gelingen des Experiments nötig ist. Diese merkwürdigen Pflanzen werden circa zwei Fuß hoch, haben schöne, hellgrüne, gesägte, den Eschen ähnliche Blätter und purpurrote oder weiße Blumen, welche in mächtigen Trauben vereinigt sind. Die Blütezeit ist Juni und Juli. Obgleich sie in sonniger Lage mit jedem Boden zufrieden sind, so müssen doch, da sie ursprünglich in Kalkboden vegetieren, dem Boden die erforderlichen Bestandtheile von Kalk zugeführt werden, was nothwendig ist, wenn das Entzündungs-Experiment gelingen soll. Man mische deshalb den Boden mit pulverisiertem Kalkstein und gieße außerdem fleißig mit kalkhaltigem Wasser. Die Vermehrung kann durch Aussaat im Frühjahr, sowie auch durch Stiellinge geschehen. Sämlinge einer recht frühen Aussaat (Februar—März) blühen schon im ersten Jahre. Da diese schönen Pflanzen auch in rauheren Gegenden vollständig winterhart sind, so ist wohl Grund vorhanden, ihnen ein Plätzchen im Garten anzutreuen.

Waschbrett (319). — Das in vielen Handlungen eingeschaffte Waschbrett erleichtert die Arbeit und schont die Wäsche. Es besteht aus einem Holzrahmen, in den eine Tafel von schwachem, wellenförmigem Zinkblech eingesetzt ist. Man stellt das Waschbrett auf den Boden des Waschhauses, hält die obere Kante gegen den Körper gedrückt, sodaß es festen Halt gewinnt, legt nun das Wäschestück darauf, sieht es ein und reibt mit ausgespreizten Händen auf der wellenförmigen Fläche hin und her. Den sich bildenden Seifenschaum erhält man in den Fingern so lange, bis das betreffende Stück vollkommen rein wird; man muß sich deshalb hüten, beim Herausziehen der Wäsche aus dem Tasse die Platte zu sehr mit Wasser zu benetzen. Bei Oberhemden sieht man zuerst den Kragen und das Bruststück und reibt es auf dem Brett rein; dann nimmt man Kermel und Manschetten, zuletzt den Rumpf, beim Waschen von Strümpfen legt man unter jede Hand einen Strumpf. Die Reibung, welche bei der gewöhnlichen Wasch-Methode zwischen den Fingern stattfindet, trifft hier das unangenehme Brett und reinigt dadurch die Wäsche schneller; auch hat die Wäscherin bei dem ausgebreiteten fest liegenden Stück den Vortheil, daß sie die schwierigeren Stellen gründlicher bearbeiten kann.

Natasja von Himbeeren. — Man läßt 1 Kilo Zucker in dem Saft von 600 Gr. Himbeeren schmelzen, vermischte ihn mit 125 Gr.

Kirschen, 4 Liter Franzbranntwein, drückt ihn durch ein Tuch und filtrirt ihn. Frisch gepreßt, sind die Natasja's minderwertig; sie gewinnen aber durch Lager und erlangen nach einigen Monaten eine sehr gute Qualität.

S. R.

Kirschen in Franzbranntwein (319). — Man nimmt eine bestimmte Quantität, z. B. 4 Kilo, recht fröhreiter Kirschen (Ratten), entfettet und entstielt sie, stößt die Steine, thut das Ganze nebst 1 Kilo Zucker in eine Casserole und läßt es bei langsamem Feuer einfochen, so lange, bis der Saft die Consistenz eines Syrups erlangt hat und einige auf einen Teller gegossene Tropfen bei der Probe erstarrten. Dann thut man die Masse in ein Porzellan- oder ein glasirtes irides. Gefäß, fügt 4 Liter 22 gradigen Franzbranntwein, 10 gestohlene Gewürz-Nüsse, 4 Gr. Camnel, nach Belieben etwas Vanille und, wenn sie vorhanden sind, eine Portion Himbeeren hinzu, schließt das Gefäß möglichst dicht mit Blase oder Pergament-Papier und läßt es so lange stehen, bis die Zeit der Reife der eigentlichen sauren Eimmache-Kirsche gekommen ist. Nun zieht man den Saft durch ein Tuch, drückt dieses fest aus und filtrirt den Saft noch durch einen Filzbeutel. Dieser Ausguß bildet an sich einen vorzüglichlichen Liqueur, der, im Gegensatz zu den defilierten Liqueuren, von den Franzosen "Natasja" genannt wird. In diesen Liqueur thut man die zum Eimmachen bestimmten Kirschen, an denen man die Stiele zur Hälfte türzte. Die auf diese Weise eingemachten Kirschen übertreffen alle anderen an Feinheit des Geschmackes. Denn während die nach den anderen Methoden eingemachten Kirschen vom Franzbranntwein leicht ausgetragen, trocken und hart werden, füllen sich erstere mit dem aromatischen Duft und Geschmack des Natasja.

A. C.

Ninderbrust auf polnische Art (319). — Von einem Stücke altgeschlachteter und möglichst starker Ninderbrust, — löst man die Knochen und die obere Fettschicht, knüpft das Fleisch mit der breiten Seite eines Hackmessers und widelt es fest zusammen. Mit Zwiebeln, Salz, Gewürz und $\frac{1}{2}$ Liter Wasser legt man es aufs Feuer, läßt es ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunden köcheln, bis es ziemlich weich ist, nimmt es dann aus der Brühe und legt es zum Abtropfen auf ein Sieb. Inzwischen zerläßt man in einer Bratpfanne ein gutes Stück Butter, thut in diese das Fleisch und läßt es, unter fleißigem Begießen, sich auf beiden Seiten bräunen. Weiter schwört man in einem Tiegel einen Kochlöffel voll Butter mit ebenso viel Mehl, 3 Eßlöffeln Parmesan-Käse und einem Tassenlöffel guter Bouillon zu einem bilden Brei, bestreut die Ninderbrust mit einer starken Lage Parmesan-Käse und füllt die Sauce, welche bis genug sein muß, um haften zu bleiben, darüber, sobald sich eine fingerdicke Kruste bildet. Nun in den Bratpfannen geschoben, wird das Fleisch noch $\frac{1}{2}$ Stunden gebraten; es darf aber nicht mehr begossen werden.

S. L.

Erdbeerjause. — Zur Bereitung dieses Saftes wird im Allgemeinen die Wald-Erdbeere wegen ihres vorzüglichen Aromas, wie wegen ihres verhältnismäßig geringen Wassergehaltes vorgezogen; doch besitzen wir unter unseren Garten-Erdbeeren und namentlich unter den mehrmals im Jahre tragenden, sogenannten Monats-Erdbeeren vorzügliche Sorten, welche hierin der Wald-Erdbeere nicht nachstehen, vielmehr dieselbe noch übertreffen. Hierher gehören vor allen anderen Sorten Belle Bordelaise, Quatre Saisons, und Deutscher Schuß von den Steinfrüchten, und Wonderful, Oscar und König Albert von Sachsen von den großfrüchtigen Sorten als die besten, da dieselben bei völliger Reife von sehr aromatischem Geschmack sind. Die Bereitung fann, je nach der Reife der Beeren, im Frühjahr, Sommer oder auch Herbst geschehen, und man verfährt dabei auf folgende Weise: Nachdem die gespülten Beeren durch sorgfältiges Auslesen von Blättern und sonstigen Anhängseln gereinigt worden sind, werden sie, ohne jedoch vorher zerquetscht worden zu sein, in weithalsige Flaschen gefüllt. Die Flaschen dürfen nur bis zur größeren Hälfte mit Beeren gefüllt sein, und darüber muß circa 1 Pfund klar gestoßener Zucker gehäuft werden. Man schüttelt nun die Flaschen mehrmals um, sodass Beeren und Zucker gut durch einander kommen, und bewahrt die Flaschen in einer Temperatur von 15 Gr. R. auf. Der Zucker bemächtigt sich nach und nach des Wassers der Erdbeeren, einen klaren, gewürzhaften Syrup bildend, während die Erdbeeren zu einer trockenen Masse, ohne allen Geruch und Geschmack, zusammenkrampfen und durch Seihen durch ein leinentes Tuch leicht vom Saft getrennt werden, den man entweder für sich, oder mit dem vierten Theile Weingeist vermisch, aufbewahrt.

Ed. Urlandt.

Palcon-Schmuck (326). — Einen sehr hübschen Palcon-Schmuck ergeben mit Blumen gefüllte Ampeln, die man mit wenig Mitteln und Mühe in folgender Weise selbst herstellen kann. Man fertigt ein einfaches Drahtgestell, das aus drei mit einander verbundenen Ringen bestehend, die Form eines Korbes hat. Drei weitere hufeisförmige Drähte, die oben in einem Klinke vereinigt sind, bilden die Ketten, an denen die Ampel aufzuhängen ist. Nun legt man dieselbe zunächst mit abgestochenen Rosenstücken aus, deren grüne Seite nach außen kommt,füllt den inneren leeren Raum mit Blumenseide und pflanzt, — ebenfalls von außen, — beliebige Pflanzen so hinein, daß die Blätter und Blüten derselben das Gestell vollkommen bedecken und die Ampel einem nach unten gelehnten Blumenstrauß gleicht. Geeignet sind namentlich: Petunien, Lobelien, Tradescantien, Gobären, Verbenaen. Oben in die Mitte stellt man Juchsen, Pelargonien u. s. w. und schlingt Sommer-Epheu, Kreuze, Erdbeere oder andere kleinblättrige Rankengewächse um die Ketten, die den Korb tragen. In kurzer Zeit wird man die Freude haben, denselben in bunter Farbenpracht blühen zu sehen.

E. R.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Kostümblatt, sowie ein Supplement mit folgendem Inhalt: Illustrationen: Alfred Krupp. Eine Aufführung von Haydn's Kinder-Symphonie im St. Anna-Asyl zu London. Reise durch den Westen von Nord-Amerika. — Text: Zeitgeschichtliche Rundschau.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelseiten nebst jährlich 24 Moden-Rummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Modenbildern; vierteljährlicher Abonnement-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Modenbilder und 12 Kostümblätter) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen,

Falls solche nicht als für Die illustrierte Zeit ungeeignet und angelehnen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einfältige Anzeigetteile oder deren Raum Annahme, soweit der das für bestimmte Zahl reicht. Annahme der Anzeigen in allen Fällen.



= Perl-Passementerien =
in den neuesten Dessins, schwarz und farbig.
Sämtliche Artikel zur Damenschönheit.
Knöpfe, Schnallen und Agraffen.
Beste Schweissblätter. Möbelposamenten.
Eskellitzten u. -Muster. Nähstichbelehrungen.
Gebrüder Schüler Nachfolger.
Berlin W, 61, Markgrafenstrasse 61.

Englische Tüll-Gardinen

direct ab Fabrik: **Pilz & Kohl**, Auerbach i. Sachs.
Collection frei an Jodermann. — Abgabe jeden beliebigen Masses.
Besorgung von **echten Teppichen, Möbelbezügen, Decken**
aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.
Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.

„Monopol-“ Seide

Nur direct und nur edt, wenn auf der Rante eines jeden metre eingedruckt ist:

**Auszug der Analyse**

Dual. Brüte	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Wasserlösliche Stoffe
7 52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %
11 60 "	1.388	8.10 %	1.52 %
12 60 "	1.443	7.90 %	1.26 %
			3.405 %
			2.630 %
			2.140 %

Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Dass die mir vorliegende „Henneberg'sche Monopolseide“ frei ist von jeder mineralischen Beimischung, mikroskopisch sich als ein völlig reinem gleichmäßigen Seidengewebe zeigt, und den besten Sabrikaten zuzurechnen ist, welche in späteren Seidenstoffen produziert werden.“

Berlin, den 4. Sept. 1886.

sig. Dr. C. Bischoff,
gerühmter Chemiker zu Berlin.

G. HENNEBERG'S „MONOPOL“

Muster umgehend.

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Dépot
Königl. & Kaiserl. Hoflieferant

Zürich**G. Henneberg's**

Seidenstoff-Fabrik-Dépot,
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Griechische Weine**J. F. MENZER****= Neckargemünd =**

Herr der Königl. Griechisch.

Erleserordens.

Erstes und ältestes Im-

porthaus griechischer

Weine in

Deutschland.

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen

Sorten claret, herb und siiss. Flaschen

und jede frei versendet zu

10 MARK.

RUDOLSBAD

Station RUDOLSTADT
in Thüringen. Hierlich ge-
legener Luftkurort.
Großer schattiger Kurpark, schöner
wald. Umgebung. Bäder aller Art, be-
sonders Fleckenbadbäder, bewährt
bei Rheumatismus.

Trotz grossem Komfort misslängt Preiss.
Rudolsbad eignet sich auch zur Nachkur und für Nervenleidende, welche in dem Trubel eines grossen Badeortes sich nicht wohl fühlen.

Prospekt franks durch die Badverwaltung.

Sommersprossen

entfernt über die verholte
„Spiller's Sommersprossen-Salbe“
in Originaldosen 1 M. 50 Pf. nur allein
etwa im General-Berlang in Berlin bei
Gustav Spiller, E. & G. Hoflieferant,
Jägerstraße 46.

Echtes Linoleum

(Kork-Tepich).
Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépot von
Julius Henel vorm. C. Fuchs,
k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau.
Qualitäts-Proben und Muster franco.

**Corset „Plastik“**

mit patentirter Einrichtung,
bedingt eleganten Sitz jedes Kleides.
Deutsche Reichspatente 9945, 10644, 21610.
Erfinderin

Frau Therese Franz

BERLIN

Erfinderin das in London 1885

mit gold. Medaille präm. Corsets
zur Verschönerung der Figur
— ohne Poßierung —

■ Specialpraxis seit 1858 ■

■ Vor werthlosen Nachahmungen
wird gewarnt. ■

Chemische Wasch-Anstalt

Reinigung jeder Art unternehmen

Herren- & Damen-
Garderobe,
Möbelstoffe,

Aufträge von Ausserhalb
werden prompt effektiv und
erfolgt dieselben direkt an die Fabrik

Charlottenburg, Lützowstr. 23, Dresden.

Judlin

Imprägnirungs-Anstalt zur feiner-

sicheren Imprägnirung von Theater,

Holz, Coulissen, Gewebe etc.

Redakteur: Ernst Schubert.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Wer sich e. salzh-Wertschen
bisch Badestuhlkunst, h.
sich m. 5 Kuben Wasser
u. 1 Kilo Kohlen täglich
warmbaden. E. r. i.
Jeder der das liest
verlangt per Postkarte
den Aufschl. illust. Frei-
cost und L. Weyl.
Berlin W, Leipzigerstr. 4.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Musterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Edte, rein gefärbte Seide knäbelt sofort zusammen, verfälscht bald und hinterlässt wenig Asche von ganz hellbrauner Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speißt wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schwefeläden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterlässt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht knäbelt, sondern knimmt.

Verdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen jedem zu Diensten, und liefern ich einzelne Roben und ganze Stücke zollfrei in's Hans ohne Zollberechnung.

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich.**G. Henneberg's**

Seidenstoff-Fabrik-Dépot,

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Griechische Weine

o o o

J. F. MENZER**= Neckargemünd =**

Herr der Königl. Griechisch.

Erleserordens.

Erstes und ältestes Im-

porthaus griechischer

Weine in

Deutschland.

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen

Sorten und jede frei versendet zu

10 MARK.

Reinwollene Regenmantel- und Damen-
kleiderstücke, einfarbig und gemustert, ver-
kauft id. in jedem Markt zu Billigpreisen.

Muster franco. Verkauf franco gegen
Nachnahme. Robert Schultz,
Fabrik in Neu-Kuppin.

Universal-Waschmaschine
Deutsches Reichspatent 32250,
Oesterr. Priv. 37901.

**M. Scheidt,**

Dresden, Wien

Lindenaustrasse 36. 1, Rathausstrasse 19.

Junge Damen,
welche sich zur Ausbildung resp. Erziehung
einer Braut in Berlin aufzuhalten müssen,
finden hier freundliche und solide Pensionen

von 40 M. an, auch halbe Pension.

Empfehlungen stehen zur Seite. Räder

Frau J. Voigt, Berlin

80, Waltherstr. 28, 80.

Eine ältere alleinstehende, wirth-
schaftlich erfahrene Dame,
gewifte Leberkrank und frühere Grippe,
welche französisch spricht und ausländisch ist,
sucht Stellung zur Führung des Haushalts,
als Geschäftsführerin einer alten Dame oder
als Griecherin großer Kinder. Gefällige
Werke erbeten unter Adresse A. Z. Berlin W,
Lützow-Str. 29 in der Leibnizstrasse.

Unzeigten